

Hans Schwarz

Reise
durch
Helvetien



Erschienen 1952 in der Verlagsgenossenschaft „Die Nation“, Bern

Nichtkommerzielle Neuauflage Januar 2007

im Eigenverlag Daniel Bernasconi-Schwarz, CH-3098 Köniz

Im Internet zur Verfügung gestellt mit der freundlichen Genehmigung
von Frau Ruth Müller-Schwarz, Köniz, Tochter von Hans Schwarz

Alle Rechte bleiben bei den Erben.

Gestattet ist alleine der Ausdruck zum privaten Lesegebrauch.

Ausdrücklich ausgeschlossen von der Nutzung ist jede Verbreitung und/oder Aufarbeitung
kommerzieller Natur (i. B. Print-, Ton- und Filmmedien).

Dies gilt für das Gesamtwerk, wie auch für Ausschnitte davon.

Ein notwendiges Vorwort

Liebe Leserin, lieber Leser

zur fünften und nun doch wohl letzten Auflage der «Reise durch Helvetien» von Hans Schwarz, mit humorvollen Vignetten von Toggweiler.

Immer wieder wurden diese fröhlichen Reminiszenzen aus der Zeit des Zweiten Weltkrieges verlangt, aber seit Jahren mussten wir melden, auch die vierte Neuauflage sei vergriffen. Soll man ein einst aktuelles Buch nach bald zwanzig Jahren nochmals herausgeben? Wir wagen es. Denn damals wurde dieses kleine Werk als ein seltenes Zeitdokument einer wahrhaft außerordentlichen Epoche gewertet und erhielt durch die Presse höchstes Lob. Und zudem ist heute die Memoiren-Literatur aus der Zeit des zweiten Weltkrieges im Ausland gerade in unsern Tagen Legion. Da darf auch eine helvetische Rückschau auf jene schwere Epoche noch Interesse finden, ist doch bereits eine Generation herangewachsen, die von all diesen Zuständen und Begebenheiten nur vom Hörensagen weiss. Wenn dazu noch in so humorsprühender und urchig-schweizerischer Art erzählt wird, dürften die schmunzelnden Leser dieser fünften und letzten Ausgabe der «Reise durch Helvetien» nicht fehlen.

Köniz, im Christmonat 1962.

„Schwarz auf weiss“

Zeitungs- und Bücherverlag

Januar 1945

Seit fünf Jahren ist die Welt ringsum mit Brettern vernagelt. Kaum seufzt noch zuweilen im Traum uns die Fiedel des Primas auf der Pussta von Nagy-Szalonta ihr schmelzendes Lied von endloser Weite, vom fernen Dunst des Horizontes, wo Erde und Himmel sich vermählen, und dann vermeinen wir, den Hufschlag flüchtiger Rosse zu hören und den Takt der Stiefel der schwarzlockigen Roszika, wenn sie mit wirbelnden Rücken den Tschardas tanzt, und die monotonen Weisen des Dudelsackes des Schweinehirten von Svilengrad.



Die endlosen Wälder der Karpaten rauschen ohne uns ihre Geheimnisse — und welch schreckliche Geheimnisse mögen sie seitdem in ihren düstern Schluchten bergen —, und die Zedern von Amphilokia starren ohne Teilnahme in das Azurblau eines mitleidlosen Himmels, der immergleich seinen Bogen spannt von der blauen Inselwelt von Salamis hinüber zum schneegekrönten Parnass. Ach ja, die Welt ist seit fünf Jahren sehr eng geworden und — sehr arm! Das stolze Warschau ist in Schutt und Asche gesunken, und das königliche Budapest und viele hundert Städte und viele tausend Dörfer, durch die wir in glücklicheren Zeiten singend zogen, sind nicht mehr. Sic eunt fata hominum!

So bewegen wir uns seit dieser schrecklichen Zeit wohl in engen Grenzen. Doch welch Kleinod umschliessen sie! Ja, das schönste Land der Welt ist unsere Heimat, und wie vielgestaltig ist es und wie reich an unterschiedlicher Kultur! Unser Land der dreitausend Berge und der dreitausend Täler und keines ganz gleich wie das andere und eines immer schöner als das andere. So lasst uns denn wandern, liebe Leserin, geneigter Leser, kreuz und quer durch dieses unvergleichliche Helvetien, denn vieles haben wir noch zu entdecken. Wir wollen die chüschtigen Idiome dieses Volkes der Hirten erlauschen, nicht nur das urchige Bärndütsch, das wir mit der Muttermilch einsogen, nein, auch die Zürihegel und Seebuben und die Baslerbeppi und unsere schär Congfädere und Fratelli Ticinesi sollen zu Wort kommen und ein Thurgauer Schnörri aus dem hintersten Mostindien und natürlich die aller ältesten Eidgenossen aus den Urkantonen und unsere lieben Romantschen aus dem schweizerischen Kanada, dem walddreichen Bünden. Aber nochmals müssen wir uns zum voraus entschuldigen, denn dieses Volk der Hirten spricht eine oft gar ungehobelte Sprache, und manches mag wohl grob erscheinen und trivial. Aber ihr seid ja keine Spiesser, ihr Leser der «Nation», und keine Duckmäuser und heimlifeissen Chutter. Und schliesslich: hat nicht unser grosser Meister Jeremias Gotthelf seine Feder jeweils kräftig eingetaucht! Wir werden also das Volk hier so reden lassen, wie es wirklich redet und nichts beschönigen oder vertuschen. Denn wir wissen: dieses Volk ist zwar wohlänständig bürgerlich bis auf die Knochen und hat eine uralte Kultur, aber ganz im hintersten Gmüet sind wir noch die alten Ruechen, und jeder würde das erfahren, dem es einfallen sollte, unser Ländli anzuchafeln.

Und wenn dieses Volk in manchem wohl etwas eigen und vielleicht sogar spiessig ist, ein grosser Zug ist ihm eigen. Man darf ihm den Spiegel vorhalten und alle seine Fehler, und es wird sie schmunzelnd und ohne gekränkte Eigenliebe beschauen, und es muss ihm einer schon sackgrob und frech kommen, bevor es das aufs Puntenöri nimmt.

So nebenbei sollen auch unsere Gäste etwa zu Worte kommen. Denn wir haben in dieser Zeit viele Gäste im Schweizerland, freiwillige und unfreiwillige. Ja, viel mehr unfreiwillige — leider. Internierte und Flüchtlinge. So wird unsere Wanderung nicht immer ein lustig Reisen sein, aber wir wollen die schwere Tragik dieser Zeit nach Möglichkeit auflockern durch jenen goldigen Humor, den unser Volk der Hirten trutzig den Mühsalen dieser Tage, die wir wahrlich nicht wollten und nicht verschuldeten, entgegensetzt. Also — seid ihr bereit, und habt ihr die Schuhe gsalbet? Ihr wisst, an Högern und Chrächen wird es uns in diesem Lande Tells nicht fehlen!

*

Tell, Winkelried & Cie.s Nachfolger

Im kleinen Beizli unter den drei Wettertannen halb oben am Berg machen wir Rast und sind froh über den herrlich warmen Ofentritt und haben Musse, den vier Jassbrüdern zuzuschauen, die ab und zu auf den Tisch hauen, wenn sie die Stöck weisen. Bald gehen sie vom Jass zur Politik über, nicht zur hohen Politik, nein, zu dem, was ihnen am nächsten liegt, zur Wirtschaftspolitik. Und wir haben auch bald heraus von jedem, was er treibt, nicht nur nach den Chutten, sondern auch nach dem Gespräch.

Der dicke Metzger fuschtet, es nehme ihn nur hunger, was die z'Bärn noch alles uschnubelten, um einem das Leben zu verleiden. Dr Tüfu wolle bald Metzger sein. Im letzten Krieg, da sei d'War türi gsi, aber man habe sie doch wenigstens noch übercho und habe dann auch chönne heusche für d'Sach. Aber jetzt! Jetzt gehe ds Halbe i ds Schwobeland use, und mit dem Resten sagten sie z'Bärn unger, was me dörf und was nid. Alle Tage neue Vorschriften, und für jedes Dräcksäuli müsse man Abgaben zahlen, damit sie z'Bärn ihre Bürokraten futtern könnten und die grossen Herren Zäpfen ziehen und Nebeneinnahmen. Statt dass sie die machen liessen, die öppis vor Sach vürstünden. «U mir löhn-is das la gfaue u au Tag meh! Höseler si mer, die aute Eidgenosse wurde dene Herre ds Gurli gfieggget ha!»

Und der rotbrächtige Händler im Burgunderhemmli stimmt bei: «Rächt hesch, Köbu!» Das habe afe ke Gattig meh! Aber es gebe schon noch rechte Eidgenossen. Z'Steine u z'Büll hätten sie es ihnen gezeigt, wo der Bartli den Moscht hole, dene Sidiane! Das sige öppe noch Manne! Ja, d'Innerschwyzler und die Wältsche hätten's dusse. Schon bei der Weinststeuer hätten sie es den Herren z'Bärn zeigt, dass der Zapfen ab sei. Aber wohl, die

hätten d'Milch abeglah im Bundeshaus! Und dann erst die «Katholische»! Die lachten den Buggel voll über üs dumme Cheibe, wo geng unter der Geissle laufen. Man müsse nur nach Friburg iche ga luege. Da könne man noch frässe für ds Gäld, was eim glushti, fleischlosi Tag hin oder her, u ke Tüüfel frage da nach Mahlziite-Coupong. Fleischlosi Tage hätten die, wenn's der Pfarrer befehle und süsch nid!

Auch der Bauersmann steuert seinen Beitrag zur allgemeinen Entrüstung: Hüt sei man b'vogtet, vürflüechter als unter den Landvögten. Nicht einmal mit seiner Sache könne einer machen, was er wolle. Da hätte er färn sein Heimet verkaufen können an einen reichen Basler Herrn, dann hätte er seiner Lehtag auf den Ofentritt hocken können und hätte nicht mehr so zu krüppeln gebraucht. Aber oha, lätz! Die Cheiben hätten den Chauf nicht genehmigt. Das Heimet müsse geschätzt und an einen Bauern verkauft werden zur Schatzung. So dumm sei Choler Miggu aber nicht gewesen, die könnten ihm den Buggel ufrütsche! So für ein Trinkgeld gebe er seine Sache denn notti nid. Um die Stadt herum, da könnten die Bauern mit ihren Heimet machen, was sie wollten. Z'mitts in das schönste Ackerland stellten sie deren Serienhäuschen, da spiele der Mehranbau keine Rolle!

Zuletzt ergreift noch der Wirt das Wort: Wirten sollte auch bald dr lötig Tüüfu! Kaum könne man noch einen Zucker zum Kaffee geben, und verwüschten sie einem, dass man ein Pfund hingerume kaufe, so könne man Bussen zahlen, dass eim ds Liege weh tue. Früher, wenn einem so eine Särviertochter oder a Chöchi oder äs Abwäschmeitli nicht mehr passt heigi, so heig me se chönne eis Gurts zum Tüüfu jage. Aber jitze! Da müsse man schön dāsele, dass man nur so einen Totsch bekomme. Die donners Tääscher gingen jetzt lieber in den FHD, um mit den Däteln zu karisieren, als ga schaffe. «Aber luegit nume, das chunnt de dene ume andersch»!

Und der Händler zieht das Resumé:

«Mir si haut Tschumpucheibe! Süsch würde mir Ornig mache z'Bärn obe! Zu Täu u Winkurieds Ziite hätt si dene dr Blascht gleitig abglah»!

Die eifersüchtigen Hirtenknaben

Das Beizli mit den vier braven Eidgenossen liegt längst hinter uns, und wir steissen mit unsern Ladli die Kehren bergan durch den Wald. Vor uns steissen auch zwei, und sie unterhalten sich laut und ungeniert — es sind auch Berner.

«Was meinsch, Fridu, wei mir grad ueche i d'Hütte oder wei mir no bim ‚Fauke‘ zueche? Dert wär Tanz!»

Der Fridu ist für d'Hütte. Was man jetzt noch im «Falken» wolle, da brauche man nur «Chlüder». Und in denen Chutteli liessen sie sie gar nicht hinein im «Falken». Da müsse einer Swinghosen an haben oder einen Smoking.

«Chasch däiche! Dene wett i öppis vürzeue! We mer guet gnue si, für die Herre Hoteliers a d'Gränze z'schtah, de si mir o guet gnue für i so ne Saftlade ine!»

Man hört schon das Orchester, und wir beeilen uns, aufzuschliessen, um mit unsern Miteidgenossen vor dem «Falken» anzulangen. Sie schnallen ihre Ladli los und stüpfen die Schneestoglen von den Absätzen, und wir folgen ihnen durch das Entrée und bis unter die Saaltüre. Drinnen ist ein Tanzgewoge mit Negemusik und Jazz, und ein gutes hundert Amerikaner stossen rotbackige und rotlippige Meitschi aus allen zweiundzwanzig Kantonen herum, und der Fridu überschaut die Situation mit Feldherrenblick:

«Potz Schtärneliebergödu, Käru! Da het's ja nüt weder dere Old-Tschätterhänd! Da isch nüt für üsereins, da würde mir Bärt ifah bis i Chäuer abe. Lue, wie die Totsche blöd tue mit dene Koboys! Lue dert, die rothaarigi Trucke, die isch ja hingerache meh blutt weder nüechter! Wen i hingäge so viu Loubfläcke uf am Hoger hätt, würdi se nid so schpienzle! U de äini dert, lue wie sie ne ahimmet, die sött ja äs Fernrohr ha, bis si z'überscht a das länge Elend ufegsäch. Dä isch auwäg Fänschterputzer im Münster z'Chigago. Wie lang hei eigentlich die Donnere Usgang? Üs schicke si aube am haubi zächni i d'Schtierefädere, we mer ds Chutteli a hei! Da ggesch wieder einisch, was da fürne Souornig isch! Aber äbe, die Texas-Giele hei Gäud wie d'Söitriiber. Die chöi i de Näschtäre pfluuse u auwäg nid allei! U we dr Chrieg fertig isch, haue si's ab mit em nächschte Klipper, u mier söu de die Totsche hürate! Die chöi de grad druf warte! Jitz gloub's dr Tüüfu wou, mir heige scho drissgtuusig Uneheligi, u wär zaut das de nachhär, he? Mier dumme Cheibe! Da si mer de guet gnue! Nei, da haue mir's nid ine. Da chönntisch bis am Morge hocke, u nid eis vo dene Pflagger würd mit dr tanze! Wie d'Franzose sött mir's mache, une Gringe schäre! Dert hei sie du gha für ihres Karisiere mit de Schwobe! Aber mir si haut guetmüetig Traliwatsche! Aber wart nume, nach em Chrieg, da Gä mir nes de ume! Da hürate mir de z'Tüfus Trutz grad Schwobemeitli! Da chasch de uslase, u üser Totsche söue de luege, dass si nach Amerika klippere. So, chum, mir haue's i d'Hütte ufe. I ma mi nümmer ergere a dene Präiechrigle!»

Gepolsterte Heimfahrt

Schussfahrt hinunter ins Tal, und da sind wir schon wieder beim Bahnhöfli, und gleich braust der Schnellzug heran. Wir wollen nun auch noch die vox populi der «Bessergestrählten» hören und lösen den Klassenzuschlag und drücken uns wohlig ins weiche Polster. Und gleich haben wir über die Coupéwand alles, was wir wünschen:

«Eh bon soir, Herr vo Schtärnebärg. Comment allez-vous? De no äs guets Nöis nachträglich! Sid dir guet überegrütscht?»

«Merci, merci, Herr Diräkter, pareillement! Alles Guets! Eh, das isch jitz charmant, dass mir üs träffe. Wo heit Dr d'Frau Gemahlin?»

«Si wott no äs paar Tag dobebliibe. He wüsst Dr, äs tuet ere guet. U de si da äs paar charmant Kanadier dobe, wo-n-ere d'Cour mache! Mir si ja keni Schpiesser, nid wahr! Honni soit qui mal y pense! I bi ganz gärn wieder einisch chli Stroh Wittig!»

«Certainement, certainement, u de sit Dr ja daheim guet vürsorget...»

Leider verschluckt so ein verfluchter Tunnel alles Weitere bis auf ein mehrmaliges Gelächter, und wie wir aus dem Loch hinausgleiten, hat das Thema geändert:

«He nu, die Altersvürsicherig, ma fois, da wird me äbe jitz einisch müesse dri biisse! Das Mal chöme mer probablement nid drum ume...»

«Pensez donc, Herr vo Schtärnebärg. So schnäll schiesse d'Prüüsse nid! Z'ersch muess me jitz de luege, wie alls a Nase het nach am Chrieg. U de wird de no mängs nötiger si. Dä Bärg vo Schulde wird me nid ewig chönne la aschtah! Die sölle jitz ändlich lehre huse. Mir müessen is o na dr Decki schtrecke...»

Und wieder verschluckt ein Tunnel alles, und wieder hat das Thema gewechselt:

« Ah bah, Herr vo Schtärnebärg, da sid d'Ihr viel z'sensibel! Mi muess ds Volk la schimpfe und sie desse nid viel achte! D'Schwyzter schimpfe immer! Aber das isch nid gefährlich. Solang si no schtimme, wie mir wei, chöi mer se ruehig la raisoniere. Das isch ds beschte Vüntil! Kritik, wo sich uf alls müglechs zerschplitteret, isch nid gefährlich, u süsch chame de immer no abhoue! Aber i muess immer a das alte Liedli danke: ‚Hau dr Chatz dr Schwanz ab, hau ere nid dr ganz ab!‘ So muess me's mit dr Kritik ha, was z'viel isch, wäg drmit, aber nie dr ganz Schwanz, süsch merke si's...»

«Bärn, aus usschtige!» schtreckt der Kondukteur den Kopf ins Coupé nebenan.

«He nu, da wär mer! A propos, Dir wüsst doch, dass am Donschtig die wichtigi Sitzig isch. Dir heit doch Charte übercho? I ha dänkt, mir göng das Mal a chli näbeus is Grüenchuttlebedli. Dr Wirt dört isch Metzger u Buur drnäbe, u de si mer dört unscheniert. Z'Bärn oder z'Züri isch me nie sicher, öb nid so a Sackermänt vo Schurnalisch d'Nase dri het! Mir müesse de luege, dass d'Vürsicherige no chli nachedopple, das git dasmal ä Grosskampf, für das Züüg z'bodige...»

Dr Chäs



In den sieben Wagen des Züglis waren schon vorher zu viele Fahrgäste, und Rucksäcke, Tornister, Märitkörbe und Skistecken drohen von den Gepäcknetzen herab, und wir stehen eng gepresst im Gang und suchen irgendwo Halt, wenn es in schlanker Eile um die Kurven geht.

«Heit ech, Giele! Jitz chöit dr schtänglige fahre füre Chlüder! He, Köbu, fahr mir nid geng mit im Rucksack am Gring ume! Was hesch da so Schpitzigs drinn, a haube Chäs?»

«Ja, du Chaub du! I ha scho meh weder feuf Jahr lang ke haube Chäs meh binangere gseh! We du üse Chäs wosch gseh, so muesch i ds Schwobeland use, mir hie chöi dr Gliaring frässe.»

«Du muesch haut am Chäs nache, Hausi! Sellig Rueche chönnt si jitz guet bruuche für a Weschtwau. We du di Gring fürestrecktisch, überchäm die Aenguländer grad äs Privatschlegli vor Chlupf, wiu si meinte, dr Tüfu sig jitz bi dr Wehrmacht. Lue, wie das Chaub da vorne wieder brämset! Da het auwäg ke Schmieri meh a sim Chare, si wärde se o da Schwobe schicke. Di chöi jitz dere Züüg guet bruuche für d'Absätz z'saube. He, du Kameu da, schtang uf diner Scheiche! Fröilein, löht Dr mi nid a chli la abhocke, mir chunnt's i Chnöiäcke? I nimmen Ech de scho uf d'Schoss. Nid? Ja, gället, weni öppe so ne Polak wär oder a Tschingg, da würdet Dr ech nid lang bsinne!»

*

Februar 1945 - Dr Chlaus

Einsiedeln ist ein weltberühmter Ort. Die fürstliche Benediktinerabtei, die prächtige Stiftskirche thronen über einem der vier berühmtesten Wallfahrtsorte der katholischen Christenheit. Immer ist es feierlich, eine katholische Kirche zu betreten. Immer ist es irgendwie weihnachtlich — das ewige Licht, das leise vor dem Tabernakel flackert, das gedämpfte Tageslicht, das durch die farbenreichen Glasgemälde der hohen Fenster zwischen die Säulen fliesst, die Erhabenheit des hochgewölbten Raumes. Ja — es ist feierlich und stimmungsvoll und schön. Und es soll so bleiben — so wollen es auch wir Protestanten. Die Zeit der Bilderstürmer ist in unserem Helvetien für immer vorbei. Freiheit, Verträglichkeit, Vielheit und Verschiedenartigkeit und doch Gemeinsamkeit — das ist die Stärke und von aller Welt bestaunte Eigenart der Schweiz.



Einsiedeln ist ein prächtiger Ort. In jedem zweiten Haus hat's eine Beiz. In friedlichen Zeiten ist dies notwendig, wo sonst sollten die dreimalhunderttausend Wallfahrer ihren Durst

löschen, die jährlich nach Einsiedeln pilgerten, als die Welt noch kein Narrenhaus war und Grenzen und Abschränkungen fast imaginäre Sachen schienen. Die Einsiedler heissen fast alle Kälin oder Lienert oder Oechslin. Einmal soll es eine Einsiedler Kompanie mit lauter Kälin gegeben haben, und der Feldweibel soll darüber ins Burghölzli gekommen sein. So haben sie alle Beinamen und Uebnernamen — dä gross, dä chlin, dä dick, dä rot, dä läng, dä churz Kälin, dä Käli-Sepp-dä-schmal, dä Käli-Sepp-dä-höch.

Die Zeiten sind schlecht. Die Pilger aus Schwaben sind irgendwo in Stalins ganz grossem Kanton dahinten geblieben. Der grosse Parkplatz vor der Freitreppe, wo sich sonst die Cars und Autos aus aller Herren Länder eng zusammenreiheten, ist verödet, das Zügli fährt nur noch halb so viel und meistens halb leer. So ist unsere Wirtin nicht sehr aufgeräumt. Aber das Beizli ist gemütlich, und der Wein ist gut.

«Grüezi, Frau Käli, wie gaht's, wie staht's?» Natürlich ist das ein Zürihegel, ein Jünger Merkurs. Aber unsere Frau Wirtin will diesmal nichts bestellen, es gehe hundsmiserabel, ds Wirten sei heutzutage da oben ds Bätteln vürsuumt. Doch so ein Zürihegel lässt sich nicht so schnell abschüsseln.

«Aber, Frau Käli, nid immer chlage! Jetz gaht dr Chrieg z'Aend, und dann chömet für Einsiedle goldig Ziite.»

Daran glaube sie nicht, erklärte die Wirtin, bevor sie es erlebe. Aber sie werde es nicht mehr erleben. Wo denn die Leute noch das Geld hernehmen wollten, um wallfahrten zu gehen? Ho, dafür habe man immer Geld, erklärte der Zürihegel, «und dänn händs ja jetz de no dr Chlaus. Bis dä Chrieg fertig isch, isch dänn säb mit em Chlaus au richtig.»

Da schlägt die Frau Wirtin die flache Hand zornig auf den Tisch: «Dä Chlaus? Ehr sind meini nit rächt gschiit, Herr Maag! Dä Chlaus? Das isch doch eusri gröschti Konkirrenz! Da göhnt's doch eusri uf Sachsle ga wallfahrte, u uf Einsidlä chunnt ken Tifel meh!»

«Ja, aber Frau Käli! Wa dänket Si au? »

«I dänk, wie's isch, Herr Maag. We nume dr Tifel dr Chlaus nähm!»

Stalins Schnauz

Wir gleiten im Schnellzug dem Zürisee entlang. An den Fenstern vorbei ziehen wie am laufenden Band die Villen und Landsitze und Sitzli und Einfamilienhüsli in schmucken Gärten und verdichten sich zu schmucken Dörfern und werden wieder loser, und ein winterlich verlassenes Strandbad gleitet vorüber und eine grosse Fabrik und selten noch ein heimeliges Zürcher Bauernhaus. — Mir gegenüber



sitzt ein Pferdehändler und erzählt von guten alten Zeiten. Die Züriseebauern seien alle zu Spekulanten geraten, und jedes Schuldenbäuerchen mit zehn Jucharten am See sei Millionär geworden. Aber die meisten nicht lange. Entweder hätten sie alles versoffen und seien zu Hudeln geraten, oder dann hätten sie blöd spekuliert. Aber das geschehe den chäibe Saubauern recht. Es solle einer nicht spekulieren, wenn er kaum recht seinen Namen schreiben könne. Und heute wolle jeder Lölichäib so einen vürfluechten Traktor zuetue. Mit den Rossen und Stieren gehe es ihnen zu wenig gleitig. Früher, da sei das anders gewesen. Da sei einer an seinem «Heimeli» ghanget. Aber die chäibe Schtadt werde immer grösser, und Stadt und Kanton sei bald «ei Seich». Aber die hureverbrännte Chäibe wolltens so haben.

In Thalwil steigt einer ein und ist anscheinend mit dem Pferdehändler auf vertrautem Fuss. In der einen Hand schwingt er die Zürizeitung, und mit der andern haut er ihm zutraulich auf die Schulter:

«Gopfriedstutz, jetz tätschets die Söichäibe! Ja, ja, dr Stalin, das isch en Siech! Das isch ganz bäumig, wie dä vorruckt! We das so witergaht, sind's in drei Wuche am Ranze, die gopferreckte Schpinnchäibe!»

Aber der Händler ist schlecht gelaunt, wir wissen es:

«So, du redsch mäini au wie dr Wind gaht! Vor drü Jahre hascht ganz andersch gredt. Da hasch gsäit, dä da usse söll nume Ornig mache bin üs, 's hät's nötig. Du bisch no an glatte Siech, du!»

Doch der andere winkt mit einer grossartigen Handbewegung ab:

«Vor drü Jahre isch dank nid hütt! Jetzt hätt äbe da Stalin da länger Schnauz!»

Alls a Schwindel



Kritisch ist das Volk der Hirten und lässt sich nicht leicht einen Dunst vormachen. Besonders kritisch, aufgeweckt und schmissig sind die Solothurner. Ihre schöne Ambassadorsstadt umschwebt noch ein Hauch Frankreichs. Manch königlichen Aufzug sahen die Jahrhunderte durch ihre trutzigen Tore ziehen, und manch rauschendes Fest in ihren Mauern. Doch die Solothurner blieben trotz diesem Abglanz von Versailles stets gute Schweizer und Republikaner — sogar ihre Aristokraten, die sich am Hofe des Sonnenkönigs ihr Porte-épée holten. Hoch erhoben über dem Treiben des Alltags in den schmalen Gassen leuchtet die weisse Säulenfassade der St. Ursuskathedrale — doch fast versteckt an engster Stelle und von vielen unbeachtet steht noch ein stolzes Baudenkmal der Vergangenheit: die Jesuitenkirche. Der Engel auf ihrem First blickt hinüber nach Frankreich. Die Jesuitenkirche ist am Zerfall. Sie darf nicht zur Ruine werden. Zu viele Ruinen schuf dieser Krieg. Wir haben uns bewusst zu sein, welchen Schatz wir mit unsern kulturhistorischen Bauten in eine bessere Zeit hinüberretten. Diese prächtige Kirche muss erhalten bleiben. Die zwei Millionen Franken zu ihrer Restaurierung sind nach dem Kriege als Arbeitsbeschaffung aufzubringen.

Nach Solothurn, lieber Leser, gehe an einem Markttag. Da braut sich ein köstliches Gemisch Helvetiens zusammen, die Bucheggberger und Leberberger, die Taler und Gäuer, die Wasser- und die Niederämter und die Berner bis Biel, Burdlef, Buchsi und Langetu. Alle Gasthöfe und Kaffistuben sind überfüllt, und im Tabakdunst der Stumpen und Pfeifen ballen sich die Diskussionen. Es gibt viele der Stillen im Lande, die friedlich hinter ihrem Zweier hocken und mit verhaltenem Gwunder lauschen wie zu Gotthelfs Zeiten, aber es gibt auch Schnörri und Laferi und Alleswisser, die das grosse Wort führen — auch wie zu Gotthelfs Zeiten.

Wie wenig ändert, trotz Motorisierung und Technisierung, die Psyche eines Volkes. Besonders die Marktfahrer und Anpreiser, die «Usbrüeli» haben es los, und die magische Gewalt ihrer Rede zieht eine ganze Gaststube in ihren Bann. Denn Churchill und den Stalin samt dem Roosevelt stellen sie genau an ihren Platz und wissen haargenau, warum die Russen gerade das tun und die Amerikaner gerade äis nid, und mancher Sodbrunne-Jöggu und Bannholz-Chrigel sugget staunend an seiner Pfeife und bekommt eine ganz neue Ahnig von der Welt. «Alls a Schwindel», erklärt resolut der Usbrüeli, das sei alles schon längst abgekartet, wann dieser Krieg usgangi u wär gwinni u wie u was nachhär, und die Zeitungen lögen ihren Lesern all Tag die Chutte voll, und die dummen Cheiben glaubten den Bruch. Das sehe man auch bei uns. Da müsse einer nur so eine saublöde Illustrierte anschauen, wenn so ein Reportagen-Schangi bei einem grossen Tier gewesen sei, was da für ein Schwindel aufgetischt werde. So eine Frau Bundesrat, die selbst den Gmüesgarten bsorge,

selbst Händöpfel rüste. Er möchte mal dere Frau Bundesrat d'Fingere nacheluege, ob sie «Chleck» heigi, das sehe er dann gleitig, ob eine wirklich mit dem Charscht fechte und mit dem Schnitzer und nicht nur schnell so anehocke, wenn der Photograph da sei. So sei es auch alben bim Rüedel gewesen. Einmal aber sei ihnen der Lapsus passiert, dass Rüedel gerade ga Bärn heig welle, wo der Schangi mit seinem Kasten agrückt sei. Er hätte schon sein geschterktes Hemmli agha und d'Grawatte und habe sich so am Pflug phöterlen lassen. Ob schon einer einen Buur bim Pflügen im Stehchragen antroffen heig? Hingerdri sei man dann selbst druf cho, das seig a blödi Ufnahm. Von da an habe es dr Rüedel mit dem Bahnhofvorschtang abgmacht, wenn so ein vürfluechte Sümelcheib mit einem Photokasten usstiige, so soll er ihn fragen, wo er hin wolle, und dann solle er ihm sofort anlüten. Von da an habe es geklappt. Wenn der Vorschtang angelütet habe, sei der Rüedel i d'Holzböde u ufe Mischthuufe use keibet — und die dummen Cheibe zäntume hätten das geglaubt, sogar im Usland seien dann diese Helgen erschienen. «Ja, ja, das isch alls a Schwindel!»

*

Februar 1945

Welch ein Wunder, dieses schöne, friedliche Land inmitten eines chaotischen Kontinents, die blitzsaubern Städte, in denen man nicht einmal die Schneehaufen duldet am Rande der Strassen und Gassen, derweil in vielen hundert einst ebenfalls herrlichen Städten Schutt und Trümmer Weg und Steg versperren, diese blitzsaubern Bahnen, die so schnell und pünktlich von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf und über tausend unversehrte Viadukte und durch tausend unversehrte Tunnel gleiten.



Oh, man muss mit den Entwurzelten dieser Zeit sprechen, die dieser infernalische Krieg an unser Dorado inmitten des Infernos spülte, man muss in ihren Klagen einen schwachen Hauch jenes Todesgrauens verspürt haben, das über die Gefilde dieses alten Europas zieht, dieses Europas, das nach den Erfahrungen seiner dreitausendjährigen Geschichte der vernünftigste Erdteil sein sollte und der unvernünftigste ist und das immer wieder einem Rattenfänger nachläuft in Not und Elend und Drangsal und Tod. Doch diesmal wollen wir dieses dunkle Blatt unserer Zeit noch umwenden und trotzdem unsern Humor nicht gänzlich unters Eis gehen lassen. Oh ja, es gibt ein Anrecht auf fröhliche Intermezzi gerade in dieser verfluchten Zeit, sonst würde alles unerträglich, und man müsste sich eine Kugel vor den Kopf schiessen und das dürfen wir nicht, denn wir haben die Samariter der Nachkriegszeit zu sein, wir, mit unsern unverbrauchten Nerven, mit unserm kaum belasteten Gemüt, mit unserer Kraft und unserm Willen zur Liebe nach dieser finstersten Zeit menschlicher Irrungen und unmenschlicher Bestialität.

Walliser Würstchen

Unsere Bahnen führen uns durch viele phantastisch schöne Täler und gewähren uns viel hundertmal berücksichtigende Ausblicke auf grandiose Hochgebirgspanoramen. Aber es gibt zwei Augenweiden, die man nie vergisst, wenn man sie einmal sah und die man immer wieder neu genießt und wäre es zum hundertsten Mal. Aus der Nacht des Tunnels gleiten wir hinaus gleichsam auf eine Empore der Götter und unter uns breitet sich ein Stück unserer Heimat von paradiesischer Schönheit im tauglitzernden Morgen. Nach dem Tunnel von Puidoux sehen wir hinab auf die sonnendurchtränkten Rebberge der Waadt bis tief hinunter an den immerblauen See, auf diese viel tausend sonnendurchglühten Mauerlein, die das kostbare Erdreich der Reben stützen, auf diese niedlichen Dörfchen am steilen Hang, auf stolze Schlösser und trutzige Burgen und fern unten am Strand auf die fensterblinkenden Städtchen, auf dieses Waadtland, das wir Berner lieben wie eine spröde Geliebte, die wir einmal zu stürmisch an uns pressten und die uns schmolzt und doch wohl nicht ganz missen möchte, weil wir ihre gottbegnadete Schönheit so ehrlich bewundern und immer wieder umwerben. Und ebenso spontan, unvermittelt und bezaubernd und überraschend bietet sich uns das Wallis, wenn wir aus dem Tunnel von Goppenstein gleiten. Immer unvergesslich dieses Rhonetal, über dem die Bläue eines zauberhaften Dunstes liegt, durch das immer ein Wind leise streicht, tief unter uns die bläulich-grauen Schieferdächer der munzigen Dörfchen, das silberglänzende Band der Rhone und die endlosen Pappelalleen, die die grosse Heerstrasse säumen und sich im Osten und Westen in unendlicher Ferne verlieren. Hier trennt uns kein See vom südlichen Gebirge, das so ruhig und sicher aus dem Talgrund aufsteigt zu unbezwinglicher Wehr. Ja, unsere Berge. Diese harten, unwirtlichen, diese kargen Berge, was verdanken wir ihnen! Ohne sie würde auch unser Weg der letzten vier Jahre durch das dunkle Tal der Leiden geführt haben, durch das die Völker Europas pilgern müssen zu einer — wir hoffen und wir glauben es — schönern Zeit.



Wie die Liebe auf den ersten Blick gibt es auch die spontane Freundschaft. Die Freundschaft zwischen Männern. Er hat mir gleich gefallen, und beim ersten Dreier Fendant stehen wir per Du. Er ist Zürcher, hier ansässig, hier stimmberechtigt. «Du gasch mir erscht am Obe», bestimmt er. Denn morgen seien die Walliser Gemeindewahlen. Das Vorspiel müsse ich kennen lernen. Heute früh sei der konservative Kandidat da gewesen und habe drei Flaschen Fendant gebracht, und er solle ihm stimmen. Und vor einer halben Stunde sei der Gemeindepräsident aufgerückt mit drei Flaschen Fendant; er solle ihm stimmen, sonst putzten die «Schwarzen». Sie seien hinter den Stimmbürgern her wie dr Tifel hinter einer armen Seele. Sonntag gebe es zum Abschluss ein grosses Essen mit Raclettes und Walliser Würstchen und mit einer Schwemme Wein. Aber ich sei doch ganz unbeteiligt, wende ich ein. Mein neuer Freund winkt mit grossartiger Gebärde ab: «Das schpielt gar kä Rolle. Hüt

chan jede ane hocke und i de Beize wird nüt zahlt. Das gaht uf Wahlchöschte.» Grossartig ist das. Solch eine Demokratie lobe ich mir. Was sind unsere Berner Parteibonzen für knauserige Cheiben dagegen. Ins Wallis sollte man sie schicken, um die wirkliche Demokratie zu studieren. So bringt man das Stimmvieh an den Barren und nicht mit lamentablen Aufrufen und Vorwürfen und Schulmeistereien. Mit Fendant und Raclette und Würstchen — das ist doch ohne allen Zweifel angenehmer.

In der obern Beiz sitzt der schwarze Generalstab, in der untern der rote. Hoch über dem Dörfchen steht mit massigem Glockenturm aus granitenen Quadern die Kirche. Schön einträchtlich werden «Schwarze» und «Rote», Konservative und Liberale, zusammen zur Messe gehen, auch an diesem Wahltag. «Zersch gön mir zu de Schwarze, nachane zu de Rote» bestimmt mein Freund, und ich bin es zufrieden. Um die Tische der beiden Generalstäbe in der konservativen und in der liberalen Beiz sitzt je ein Trüppchen Vielgetreuer, Unentwegter und Enragierter. Der grosse Haufe des Stimmvolkes aber scheint mir sehr labil und quecksilbert von einer Beiz in die andere. Bald hören sie die Ermahnungen des konservativen Redners, das schöne, alte Wallis rein zu halten, für einen gesunden Fortschritt einzustehen, aber die verfluchten Revoluzzer nicht zu unterstützen; man sehe, wohin das führe ringsum in der Welt. Und dann hören sie in der untern Beiz den liberalen



Gemeindeammann: wenn es endlich einmal tagen solle im finstern Wallis, dann müsse kein aufgeklärter Bürger den Schwarzen stimmen, die das Volk in der Dummheit behielten und auf ihren Geldsäcken hockten. Im späten Nachmittag verstummen die Reden, es wird nur noch getrunken und gesungen, nicht immer

schön, aber laut. Es sind die gleichen Lieder, es ist derselbe Gesang in der konservativen wie in der liberalen Beiz, es ist ein und dasselbe Volk der Hirten. Schwarzlockige Walliser Mädchen tragen immer neue Platten mit Würstchen und Walliser Chäs und Brot auf die Tische und jeder greift herzhaft zu und eifrig füllen die Ausgeschossenen der Partei die Gläser nach und nirgends sehe ich einen Geld oder Mahlzeitencoupons hervorknübeln. So lässt sich leben. Der liberale Gemeindeammann erzählt dazu gruselige Geschichten von Walliser Wahlbräuchen. Wie es da schwarze Kaff gebe, wo sie die liberalen Knechtlein und Bützer besoffen machten, bis sie nicht mehr Babeli sagen könnten und sie dann ins Schprützehüsli sperrten, bis die Wahl vorbei sei, und wie sie Stimmen kauften und beim Auszählen bschissten, dass es dem Tüfel gruse. Wiederum der konservative Gemeindeschreiber weiss zu berichten, wie diese liberalen Diktatoren ihre Stellung ausnützten als Werksführer und kaufmännische Leiter und ihren Bützern sagten, wem sie zu stimmen hätten und wie das eine Sauerei sei, dass einer seine Stellung so missbrauche. Dazu trinken wir guten Fendant und stopfen uns mit Walliser Würstchen ohne Coupons, bald in der konservativen, bald in der liberalen Beiz. Und wie wir spät in der Nacht, drei Stunden nach Abgang meines Zuges, niedersteigen im Mondschein die schmale Dorfegasse zwischen

den schwarzbraunen, lieben Häuschen auf granitenen Pflöcken, ist am Dorfbrunnen die schönste Keilerei im Gang: «Ghi en ine in Brünne, dar hüereschwarz Siech!» hören wir einen herrlichen Pendant-Tenor und dazu den konservativen Contrebass: «Stipfen is Fidli, dän hüere Galgesiech, dän rot Boschiwik.» Und wir schlagen einen grossen neutralen Bogen um einen neutralen Oberwalliser Misthaufen und steigen singend nieder ins mondbeschienene Rhône-tal und freuen uns dieser echten und handfesten Demokratie, die alles noch per Fuscht usmacht, ohne Bomber und Gestapo und Konzentrationslager und so genannte Volksgerichte.

Fallschirmjäger und Antiquitätenjäger

Es muss etwas am Vorwurf liegen, den man unserm Volk der Hirten macht, am Vorwurf, wir seien Eigenbrötler und ungesellige Haglen. Bitte, lieber Leser, überzeuge dich selbst und vielleicht — nimm dich auch gleich bei der eigenen Nase. Kommst du in ein Restaurant und es hat zwanzig Tische und ein Dutzend Gäste, die sich offenbar nicht kennen, dann hockt jeder an seinem eigenen Tisch, möglichst weit weg, und gib es doch zu, auch du steuerst möglichst auf den entferntesten aller leeren Tische zu und denkst: hoffentlich kommt kein so Sümel und hockt an meinen Tisch. Im Wartsaal, wenn zwei aufs Zügli warten, die sich auch nicht kennen, dann setzen sie sich möglichst weit weg voneinander, einer an die linke, der andere an die rechte Wand. Im Zug nehmen zwei Unbekannte selten im gleichen Coupé Platz, wenn irgendeine Möglichkeit besteht, sich allein in ein Abteil zu setzen. Ausnahmen machen nur die Dätel und die Skihengste, wenn sie ein einsames, gottverlassenes Häsi erblicken, vorausgesetzt natürlich, dass dieses Häsi hübsch ist — aber irgendwie ist ja jedes hübsch. Allein, dieses spontane Bedürfnis nach Geselligkeit ist keine Ausnahme von der Regel und nur nebens Zweckdienliche Berechnung. Doch auch unter uns Helvetiern des zwanzigsten Jahrhunderts gibt es prächtige Einzelexemplare, die wirkliche Ausnahmen darstellen. Meistens sind es Auslandschweizer oder Miteidgenossen, die viel im Ausland herumkamen und die wissen, wie es in einer lombardischen Trattoria zugeht, wie da alle möglichst zusammensitzen, um ihren litro di Barbera, oder in München, wie sie sich obeneinnehmen und schaukeln hinter den Bierhumpen, oder in Wien und nicht nur, wenn die süssen Wiener Madel den Kitt bilden, oder am Bartisch einer irischen Beiz und überall sonst in der Welt, wo man nicht einmal ein grosses Gheie macht, wenn man sich bim Pfuse helfen will.



Auf sanften Federn gleitet der Speisewagen dem abendlichen Genfersee entlang, und die Mahlzeit ist reichlich und fleischlos und trotzdem gut. Mir gegenüber ein junger, gut gekleideter Herr. Der Hornbrille nach so obenhin taxiert ein Student. Da steigt in Lausanne einer ein, ein kurzer, untersetzter, behäbiger Mann in den besten Jahren und lässt drei leere Tische hinter sich und setzt sich erstaunlicherweise an unsern Tisch gerade neben den Studenten, mir vis-à-vis, selbstsicher und selbstverständlich. Noch viel erstaunlicher — es ist ein urchiger Bärner:

«Grüess Gott, ihr Herre. Mi Name isch Hutzli.» Er habe dänkt, er hocke grad an unsern Tisch, das sei churzwiliger. «He, Garssong, bring mir as Kaffi mit eme Pflümliwasser, aber de guets Mäss», heute fahre man am besten mit Pflümliwasser, mit dem cheibe Kirsch sei man nie sicher, ob man nicht lötige Schprit suufi. «Herrgott, was bringsch jiitz da fürne Fingerhuet vome Schnapsglesli; si das die gröschte wott hesch?» Dann wendet er sich an meinen Studenten, was er da für Sargnegu rauche, sone junge Ma. We eine Stümpe rouki,

das gefalle ihm weit besser als deren verfluechte Zigaretten. Aber nicht gerade solche Sargnegel.

«Ho yes, hiär in Switzerland man hat seehr guute Zigarren.»

«Jä, potz Cheib, sid d'lhr an Aengländer oder eine vo änet dr grosse Glungge? Hütt isch me nie sicher, näbe wäm me abhocket.»

«Ho yes, ich sein Engländer. Internierter.»

«Jä so. Siid dr im Chrieg gsi oder hei sin-ech nume süsch vürwütscht?»

«Yes, yes. Ich woar schoan bäi Dünkirchen dabäi!»

«So, bi Dünkirche? Potz Schtärneliebergödu, denn heit-er no müesse Fäde zieh. Bi was sid Dr gsi, öppe sogar bi de Flugere?»

«Ho yes, ich sein gewesen Faallschirmjäger!»

«Chasch dänke? Isch wahr? Gopfriedschtutz abenangere, bi dene Waghäus, wo da obenuse cheibe?»

«Yes, yes. Uich bin bäi Dünkirchen abspringen.»

«Potz Liederbuchschtärnefeufi. Wie höch obenabe?»

«Oh, zuirka twelfthousand feets — vuirtausend Meter!»

«Viertusig Meter? E du vürfluechte Schtrousack.» Das wäre nichts für ihn. Bim Bärgschtige sei er ein Chaub, man könne es nicht glauben. Er heig scho Schiss ufeme Leiterli obe. Schon als Bub habe er eine gopfürdammti Angst gehabt, wenn er seinem «Euter» habe helfen müssen beim Chriesiabetes. Er heig nid dörfe nidsi luege, süsch wär är, dr Tüfu söus näh, gringsvora abegheit. Zu dene Fallschirmler würde er sich nie melden, lieber ginge er sich grad ga hänke. Wie denn das zu und her gehe bei so einem Absprung?

Der Engländer erzählt, damals hätte England nur ein Fallschirmregiment gehabt und das sei bei Dünkirchen fast aufgerieben worden. Da hätte man in den Universitäten gefragt, wer sich freiwillig melde. Ohne Vorbildung und ohne Training habe man die ersten Ersatzeinheiten einsetzen müssen. Über Dünkirchen sei er bei Nacht abgesprungen, seine sieben Kameraden, die mit ihm absprangen, habe er nie wieder gesehen und nie wieder etwas von ihnen gehört. Unser Herr Hutzli kommt von einem Staunen ins andere. Er erklärt bestimmt, er spränge nicht ab, aber unser Fallschirmler lacht dazu: natürlich habe man Angst, aber es gebe da kein Zögern. Der Sergeant springe zuletzt ab, und wenn einer vorher nicht springe, schmeisse er ihn hinaus. Erst wenn man langsam auf zehn gezählt habe, dürfe man die Fangleine ziehen. Unser Bärner schüttelt den Kopf, als er erzählt, wie das kitzlig sei, so an der Falltüre zu stehen und hinunterzusehen in die pechschwarze Nacht.

«Hörit uf, Gopfriedschtutz. Das chunnt mir ja ganz i Kneuäcke, weni nume dra däiche. I schprung nid, u we dr Tüfu uf Schtäuze chäm. I gub mr a Schprütze oder wurd mr a Chugle i Gring jage. Potz Millionschtärnecheib, weni da so ache würd luege, das gieng mr dünn dür d Hose. I muess Hebi ha u Bode unger de Scheiche, de bini ä Siech. De gits für mir nüt

Gfreuters weder so ne Usmachete oder a Schleglete, dass di haube nüm wüsse, gseh si furing Güeg dür ds Eusass abfare oder dr Tüfu dr Ofe ifüüre. Aber so öppis Vürruckts, nei, nid um z Vürräble.» Ob man denn da vorher göng ga luege, wo me öppe zBode chöm?

Der Engländer lacht. Nein, da wisse man nicht, lande man im Meer, in einem Fluss, auf einem Hausdach oder Baum. Er sei auf einem Baum gelandet.

«Eh du vürfluechti Sagi. I wär no grad ab däm Boum abegheit. U de chönnt ja eine grad mit em Füdle ine Kilchturmschpitz ine fahre! Mir wird's ganz gschmuech. Garssong, bring no as Pflümliwasser! Nähmet dr o eis, Herr Fallschirmler? Nei? Dir sid de no Abschtinäntler drzue? Wenn I Fallschirmler wär, hätt i z ganz Jahr nume ei Ploder! Gopfriedschtutz noemau, was das nid afe für e vürchehrti Wäut isch. Früecher het me gemeint, d Abschtinäntler das sig di gröschte Schisscheibe u jitz si si bi de Fallschirmler!»

Und bis auf Bärn erzählt er nun von seinen Heldentaten. Er sei nume a arme Antiquitätenhändler uf Bilder. Nume us am füzähnte, sächzähnte u siebezähnte Jahrhundert chouf är. Da sig är schpezialisiert. Das kenn er wie ke zwöite. Jitz heig er da grad i däm Rahme vürpackt a Lukrezia, wo sich dr Dolch grad wöll i Hals ine pflümle. Potz das sig gmale! Realistisch, diräkt impressionistisch. Wie di d Auge fürelöih, dass z Rote füre chöm. Jitz göng er di hei zwo Schtung lang ga abribe, si heigs nötig, da sig auwäg scho zwöihundert Jahr kene me mit em Lumpe drüber. Das müess vürschtange si, sones auts Lueder wieder is Greis z bringe.

März 1945



Wir Eidgenossen lieben die tausend Reize unseres Landes wie Casanova die Frauen. Immer wieder glauben wir, die letzten und vollendetsten Schönheiten dieses Helvetiens entdeckt zu haben — droben in Braunwald, wo die Berge stehen wie Kulissen, als hätte Gott selbst sie vor unser trunkenes Auge gestellt, in Cademario, wenn unser Blick auf diesem Voralpenpanorama von unvergesslicher Pracht ruht, auf diesen blauen Bergen, zwischen denen die Buchten des Lago di Lugano silbern glitzern, in der letzten Kehre vor der Tremola, wenn wir noch einmal geniesserisch hinunterschauen in die sonnenumspielte Leventina und ins paradiesische Bedretto. Und dann stehen wir wieder irgendwo hoch oben über dem letzten sturmzerzausten, sturmbewährten Arvenstamm im frostglitzernden Morgen und folgen dem Spiel des ersten Sonnenstrahls, wie er von Grat zu Grat gleitet und die Gletscher aufleuchten lässt, und wie er allmählich und erst sparsam und dann verschwenderisch sein Gold über die Firne giesst und sie zum Erröten bringt wie die Wangen der Braut am Hochzeitsmorgen, und wir sehen diese gewaltigen Berge aus dem Nebelmeer aufwachsen, diese Berge, die uns gehören und uns allein und die wir niemals verraten und niemals preisgeben werden, es sei denn mit unserm Herzblut und unserm letzten Hauch des Lebens, und die immer frei und stolz in den ewigen Dom des Himmels ragen sollen, der Freiheit und der Unschuld feste Burg und uneinnehmbare Bastion.

Ist das die letzte Schönheit, die unerreichbare und unüberbietbare? Wir glauben es, und wir glauben es schon wieder nicht. Hier im kleinen Rittersaal der Habsburg, unter dieser altersschwarzen, tausendjährigen Decke sitzen wir, und herrlich blinkt im Glase ein köstlicher Wein, und wenn wir uns hinauslehnen zum schmalen Fenster hoch oben an der trutzigen Mauer, dann schweift unser Blick frei und weit über das lachende Hügelland mit den walddreichen Kuppen, und fern winken die Berge wie ferne Geliebte, die uns nicht schmollen, wenn uns auch andere gefallen, und die wissen, dass wir stets demütig zu ihnen wiederkehren. Aber oft auch, unvermittelt und ungesucht, treffen wir auf eine alte Liebe, deren Schönheit wir schon fast vergessen hatten, und siehe da — wie immerjung steht sie vor uns im immergleichen Faltenwurf ihres göttlichen Gewandes, und wir verfallen ihren Reizen, und unsere Augen können sich nicht satt trinken an der Lust ihrer Lieblichkeit. Ja, vielhundertmal haben wir das hier am Quai von Luzern schon gesehen — dieses Panorama von der Rigi zum Urirotstock, zum Titlis, zum Stanserhorn und zum Pilatus, diesen dunkelblauen Bürgenstock mitten im See und diese meisterhafte Staffelung von bewaldeten Hügeln zu den Voralpen und den schneegekrönten Königen, die die einzigen Könige sein dürfen in unserer unbestechlichen Republik und denen allein wir die Referenz erweisen, weil sie hoch und ewig über dem Alltag stehen und leuchten werden im letzten

Sonnenabendlicht, wenn dieser Krieg mit allen seinen unermesslichen Gräueln mit drei Zeilen im Lexikon der tausendsten Generation nach uns stehen wird.

Wir sind wohl Kämpfer für eine neue und bessere Zeit — aber in Bezug auf die Erhaltung unserer kulturhistorischen Kostbarkeiten, die wir nun — so hoffen und glauben wir — auch über diesen teuflischsten aller Kriege hinweggerettet haben, da sind und bleiben wir konservativ bis auf die Knochen. Wir verwünschen das letzte Jahrhundert, das bei uns ohne Krieg und ohne Not und aus lauter Dummheit und Ignoranz so unendlich viel zerstörte. Ja, wir möchten jene liberalen Bilderstürmer der letzten drei Generationen recht gerne wieder auferstehen lassen — um sie links und rechts zu ohrfeigen und dann schleunigst für immer zu begraben, diese Vandalen! Wir wissen, mit drei Stimmen Mehrheit haben diese Trottel beschlossen, unsern Berner Christoffelturm niederzureissen und damit den schönsten mittelalterlichen Stadteingang zu zerstören. Welch herrliche alte Stadt mit Turm und Tor war Winterthur, und was für ein gewöhnliches Kaff haben sie aus ihm gemacht! Auch Zürich hätte es nicht nötig gehabt, alle Tore und Türme einzureissen, um die Grossstadt Helvetiens zu werden. Wem stünde denn heute der trutzige Turm des Wellenberg am Seeausfluss der Limmat im Wege und wem das prächtige und einzigartige Wassertor des Grendel? Auch das malerische Rennwegtor und das Niederdorftor hätte man ruhig stehen lassen können. Die moderne Grossstadt hätte sich recht wohl um den mittelalterlichen Stadtkern legen lassen. So muss sich denn heute Zürich begnügen mit seinen prächtigen Zunfthäusern und einigen Altstadtgassen ohne besonderes Lokalkolorit — von seinen vielen Türmen und Toren steht nichts mehr. Das letzte Jahrhundert ist — für die reformierte Schweiz — das kulturschänderische zu nennen als wohlverdiente Minderung des Ruhmes, den es als politische und liberale Epoche geniesst. Glücklicherweise die katholischen Orte — Freiburg, das sein Caché bewahrte, und Luzern, das noch heute seine Ringmauer mit den sieben Türmen besitzt, die niemand im Wege stehen und in tausend Jahren noch niemand im Wege stehen werden, und das noch seine reizende Kappelbrücke mit dem Wasserturm hat. Wie wohltuend gegen die Bilderstürmerei unserer liberalen Drangperiode, die sich gegen alle Baudenkmäler der aristokratischen Zeit austobte, ist dagegen die Einsicht gerade sozialdemokratischer Magistraten unserer Zeit. Der Initiative des «Revolutionärs» Grimm verdanken wir die stilechte Restaurierung unseres Berner Rathauses, das nun das schönste Städterathaus der Welt ist — irgendein Modernisierungsfanatiker hatte bereits die Pläne fertig für einen stilllosen Steinhäufen von riesigen Ausmassen an seiner Stelle. Wir müssen uns unserer Verantwortung nicht nur unsern Nachfahren, auch einem kriegszerstörten Europa gegenüber stets bewusst sein. Unsere Baudenkmäler der Vergangenheit sind ein unersetzliches Gut und ein grosses Kapital. Diese malerischen Altstadtgassen, diese Patrizier- und Bürgerhäuser, diese Kirchen und Kathedralen und Zunftstuben und Rathäuser und diese Brunnen und Tore und Plätze und alten Bastionen. So etwas gibt es ja ausser der

Schweiz kaum mehr. Das Europa, das aus dem Schutt dieser Zeit auferstehen wird, wie eintönig und schrecklich langweilig amerikanisiert - schablonisiert - gleichtypig wird es sein mit seinen endlosen, schnurgeraden Strassen, mit Schachtelbauten gleich Zigarrenkisten und schubladenartig ausgezogenen Balkons und schmucklosen Kirchen gleich Silos für nummerierte Seelen, mit seinen phantasielosen Plätzen und Promenaden.

*

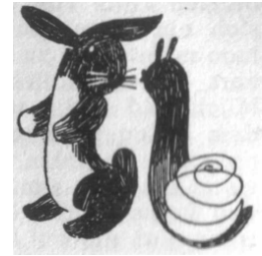
Kamilletee u Knoblauchmilch

Mit dem letzten Tram geht's noch hinaus und dann noch von der Endstation eine halbe Stunde zu Fuss aufs Land zu meinem alten Dienstkameraden, dem Tierarzt. Hier darf man anklopfen zu jeder Nacht- und Tageszeit, und Besuch um Mitternacht ist so willkommen wie der zur Mittagszeit. Frau Doktor tischt auf, und er steigt in den Keller, zwei Flaschen vom ältesten Sortiment heraufzuholen. Ja, er ist ein Original, gefürchtet und beliebt bei seinen Bauern, denn er nimmt kein Blatt vor den Mund. So ein Tierarzt auf dem Lande, der kann auch ein Lied singen. Schlitzöhrige Cheiben seien das, diese Bauern und Knuppensager und Rappenspalter, dass es zum Wandaufklettern sei. Den Tierarzt hole man gäng zu spät. Da habe ihm um vier Uhr einer angeläutet, eine Kuh habe wahrscheinlich Bauchweh. Das Kalb, Bauchweh! Natürlich sei die Kuh nache zum Kalbern, und er habe gefragt, ob er gleich hinauskommen solle. Oh, das sei noch nicht nötig, er probiere jetzt afe mit Kamilletee. Um 8 Uhr habe der Möff wieder angeläutet, es werde neue immer ärger. Ja, dann komme er heraus mit dem Velo. Oh, das sei noch nicht nötig, er probiere jetzt noch mit Knoblauchmilch, vielleicht täte es dann bessern. Aber ich werde sehen, er läute nochmals an, das Kalb sei irgendwie tromsig drin, und er glaube, er bringe es schon noch allein fertig und brauche den Tierarzt nicht. Je mehr die cheiben Bauern verdienten, desto giziger würden sie. Jetzt könne er dann den Nachtbesuch zahlen mit dem Zuschlag, das sei gesund für diesen Sürmel. Und richtig, kaum stossen wir an, läutet es, der Doktor solle doch schnell herauskommen, es pressiere. Fast zwei Stunden geht's, bis er zurückkommt, und die erste Flasche habe ich mit der Frau Doktor allein getrunken. Wenn er erst am Morgen gerufen worden wäre, dann wären Kuh und Kalb verloren gewesen. Ja, das seien hundshärige Haglen, diese Bauern, und liessen sich lieber einen Schlitz is Füdli machen, als dass sie einen Feufer mehr ausgäbten.



Chüngel und Schnägge

Die Frühaufsteher in Helvetien sind die Bauern, die Bützer, die Eisenbahner. Die ersten Züge kreuz und quer durchs Land sind die Arbeiterzüge. Es dampft von nassen Kleidern und feuchten Rucksäcken und riecht nach Tubak und billigen Zigaretten. Alle Wagen sind überfüllt, einige Bützer pfusen noch schnell zwischen drei Stationen, andere politisieren, die meisten erzählen sich ihre



Alltagssorgen und wie schwierig es die Frauen hätten, noch alle Tage etwas Chüschtiges auf den Tisch zu stellen. Die Zusatzkarten für Schwerarbeiter seien schon recht, aber einmal möchte man doch wieder «Fleisch frässe bis gnue», und wenn nur der verfluchte Krieg bald vorüber wäre. Ho, meint einer der Bützer, er hätte Fleisch genug, mehr als vor dem Krieg. Es müsse eben einer kein fule Hung si, er habe vierzig Chüngel daheim, und seine drei Buben müssten ds Jahr us den Börteren nach ga grasen, und dann hätte er einen grossen Pflanzplätz und seine Chüngel z'frässe gnue und er auch. Alle Wochen schlage er einen in die Pfanne oder zwei, und für die Karten kaufe er Rossfleisch, das werde nur zur Hälfte angerechnet, und ob Rossfleisch oder Chuefleisch sei dänk ei Dräck, und nur die dummen Cheiben hätten einen Gruusen ab Rossfleisch, denn die Rösser seien die sübersten Tiere von der Welt. Ja, ja, mischt sich ein Reisender mit zwei Koffern ein, man müsse sich zu helfen wissen. Die donners Bauern hätten es noch am besten, Milch und Nidle und Späcksite wie vor dem Krieg, und auch die Bützer, die nebenaus wohnten, hätten gut lachen. Aber wenn einer so z'mitts in der Stadt wohne und keine Kinder habe, dann sei es bös, wenn man nur auf zwei Lebensmittelkarten angewiesen sei. Da müsse einer d'Ränk wüsse. Er lasse seiner Frau immer beide Lebensmittelkarten. Seine Mahlzeitencoupons kaufe er. Es gebe da in Zürich eine Zentrale und scheint's in Lausanne auch eine, die schickten einem die Bogen Mahlzeitencoupons für zehn Franken auf der Post zu, das mache ihm pro Mahlzeit zwanzig Rappen mehr. Da müsse ja einer ein Möff sein, wenn er das nicht benutze. Er gäbe der Serviertochter as Zähni Trinkgeld weniger und habe damit schon die Hälfte wieder ighuuset. Jeder luege für sich, dann sei allen g'holfe, und wenn man am Morgen auf die ersten Züg müsse, so lehre das einem luege, gfrässe müess me ha, süsch komme das eim i d'Scheiche. Das würde ihn reuen, noch Geld auszugeben für dere Mahlzitecoupong, mischt sich ein Hausierer ins Gespräch. Er mache, dass er immer so gegen Mittag an einem Nebenausort sei, da seien die Bauern noch nicht so hundshaarige Gitzcheiben, und wenn so ein Husierer komme, grad so eben recht vor dem Zmittag, so könne er sicher sein, dass man ihn heisse zuechez'hocke. Und dann gebe es Kellnerinnen so auf den Landbeitzli, junge Tüpfli, weil die Gwagleteren alle in die Stadt gingen zum Särviere. Z'halb Zit vürgässe die, Mahlzeitencoupons zu heuschen. Wenn sie es nicht vergässen, so tue er z'erscht mal drgliche, er höre es nicht, und wenn sie noch einmal

stürmten, dann nusche er im Geldsäckel, und hingerdri sage er eifach, er hätte sie doch gegeben, uf si armi Türi, sie solle nur nacheluege. Und z'letscht wisse so ein Totsch überhaupt nicht mehr, ob sie Mahlzeitencoupons erhalten habe oder nicht. Und dann die Wirtin zu Chuttigen, das sei eine ganz blöde Zwätschge. Die gheie alle Coupons nur in ein Chacheli auf dem Buffet, und dann bstelle er jedes Mal einen Zweier Weissen. Den müsse sie im Keller holen, den Roten habe sie in einer Guttere auf dem Buffet. Bis dann die dicke Blättere wieder aus dem Keller ufegrochset seig, habe er seine Finger schon lange im Chacheli gehabt und Mahlzitecoupong für ne Wuche. Das geschehe so einem Totsch von einer Wirti ganz recht, warum lasse sie d'Sach nume so herumliegen. Die müess me Ornig lehre. Ho ja, meint wieder ein Bützer, aber nicht jeder heig läng Finger, und zehn, zwanzig Franken für Mahlzeitencoupons könne so ein armer Bützer nicht usegheie, woher nehmen und nicht stehlen? Chüngel könne er auch keine halten, er habe keinen Pflanzplätz bekommen und wohne in so einem vürfluechten Block, wo gar kein Garten ums Huus sig, und nicht einmal einen Chüngelistall dürfe er im Hof aufstellen, das habe der Husmeischter, dä Fötzelcheib, so in den Mietvertrag geschrieben. Am besten dran seien die riiche Cheibe, die könnten Poulets kaufen und Fisch und Wild und weiss dr Tüfel was alles, und dann seien ja die riiche Lüt sowieso Säu und frassen dere Züüg, dass es dem Tüfel drab gruuse. Schnägge und dere Dräck, pfui Tüfel!

Dr Putzli

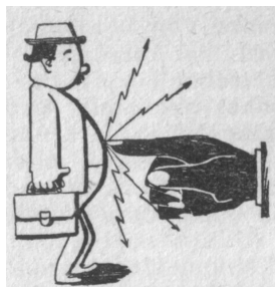
Wir fahren wieder einmal zweiter Klasse. Mit mir im Coupé sitzt ein Fahrgast, ein älterer, distinguiert Herr. In Aarburg steigt noch einer ein, und sie kennen sich und begrüßen sich, und dann schält sich der neue Fahrgast aus dem pelzgefütterten Mantel und lässt sich pustend ins weiche Polster fallen. Da sei ihm eine vürfluechte Geschichte passiert. Er habe doch seinen Putzli gekannt, seinen langhaarigen Schnauzer? Nun, es sei afange a alte Hund gsi, und diesen Winter habe er immer asthmatische Anfälle gehabt, und der Tierarzt habe geraten, ihn abzutun. Aber seine Frau habe immer nicht gewollt: man behalte den Putzli, bis er von selber sterbe. Ma fois, so Frauen seien eben sehr sensibel, und er habe seiner Frau lange erklären können, wie schnell das heutzutage gehe und wie schmerzlos, so einen Hund ins Jenseits zu befördern. Nun sei seine Frau in die Ferien, und gestern habe der Putzli gerade wieder so einen Anfall gehabt, dass es ihn duuret heig, dem noch weiter zuzusehen. So habe er seinem Heizer, dem Chräjenbühl, Auftrag gegeben, den Putzli zum Tierarzt zu bringen, damit er ihn sanft um die Ecke bringe. Der Chräjenbühl habe den Putzli in einem Korb auf den Veloanhänger genommen, und er habe gedacht, nun sei gottlob die Sache richtig. Aber heute morgen, wie er den Tierarzt angetroffen habe, habe der von allem nichts gewusst. Da habe er den Chräjenbühl aufs Bureau kommen lassen, und er habe gleich zugegeben, er sei gar nicht zum Tierarzt gegangen, er habe den Putzli gfrässe und noch fünf Pfund Hundsschmutz bekommen, das sei doch gsündiget, in diesen Zeiten so einen feissen Hund zu verlochen. Dem habe er aber die Leviten gelesen, und wenn er nicht ein so guter Arbeiter wäre, hätte er ihm bigott gleich gekündigt. Aber was wolle man, das Volk fresse eben jede Schweinerei, sogar Hundsfleisch, pfui Tüfel!



Wägedämmmueschdunidtruurigi

Hast du Sehnsucht nach dem fernen Paris, das du so viele Jahre nicht widersahst, nach diesem schönen, diesem einzigen Paris, dann können wir dir wenigstens eine kleine Illusion davon verschaffen. In Zürich gibt es an der Marktgasse ein neues Kabarett mit Dancing — den Palazzo. Die luftigen Bogen seiner Galerie sollen an Venedig erinnern, und der witzige Conferencier und Altmeister des Humors, Carl Sedlmayr, nennt sie nach der Ponte del Sospiri die Seufzerbrücke. Aber sonst ist das ganze Milieu mehr pariserisch als venezianisch. Gilberte Marshall hat eine bezaubernde Stimme, und ihr «Paris, Paris, me revoici» wird stürmisch da capo verlangt und auch die Chanson «Prière à Zamba». Wir glauben, das singende, klingende Montparnasse wiederzuhören und die leichtbeschwingte Sphäre der Porte St. Denis wieder einmal zu kosten und den Zauberlanz des Montmartre wiederzusehen, wenn Eveline de Bayl ihren Cancan tanzt oder Baby Davis in Schleiern wie ein vielfarbiger Falter über das Parkett schwebt. Ja, das ist das Kabarett, wie wir es von Paris her lieben, vornehm und gediegen und aufgeteilt durch luftige Arkaden und stimmungsvoll vom ersten bis zum letzten Strich der Geige. O ja, auch diese kleinen Kabaretts haben ihre Aufgabe, sie lockern den Alltag, und sie nehmen ihm seine Schwere, und für grosse Städte sind sie wohl eine Notwendigkeit. Sie sind nicht nur Bühne einer leichtgeschürzten Muse — sie sind auch der Fechtboden der Satire, und mancher mutige Conferencier hat in dieser nun bald hinter uns liegenden Zeit der finstersten Tyrannei manchem Leisetreter und Angsthaseu derb auf die Zehen getreten. Kritik wird da verabreicht in bitteru Pillen, überzuckert durch Humor. Ein «Kaktus», ein «Cornichon» haben den Widerstandswillen unserer Nation in nicht zu unterschätzender Weise gestärkt, und wir dürfen ihnen dankbar sein. Wir dürfen in dieser schweren Zeit auch den Humor nicht untergehen lassen und die Fröhlichkeit, nein, wir sollen sie pflegen und, wenn der Sturm sich gelegt haben wird, hinaustragen ins neuerwachende Leben.





Auch das Reisen mit der Eisenbahn muss verstanden sein. Nirgends sonst sind unsere lieben Miteidgenossen so pressiert wie beim Bahnfahren und am Telephon. Da sind sie alle mit elektrischer Überspannung geladen und berührt man sie mit dem kleinen Finger, sprühen sie Funken. Unsere Telephonistinnen — soweit sie der automatische Verkehr nicht auf den Aussterbeetat setzte — sollten amtlich vorgeschriebene Nerven aus Kupferdraht haben, sich von jedem Stürmi anschnarchen zu lassen, jetzt warte er schon eine Viertelstunde uf die cheibe Vürbindig, und es sind bestimmt erst drei, vier Minuten, und es ist noch alle Zeit, seinem Kätheli zu melden, er komme dann erst mit dem letzten Zügli, er habe noch eine wichtige Beschprächig, wobei Kätheli es sich an den Fingern absuggen kann, dass er nur seinen Chrüzjass fertig machen will und noch einen oder zwei dazu. Das Bahnfahren absolvieren die meisten Hirtenknaben nach den Grundgesetzen der Arithmetik, wonach die kürzeste Verbindung zwischen zwei Punkten die Gerade ist. An den grössten Sehenswürdigkeiten schnellzüglen sie vorbei und wissen nichts von der Romantik der Zwischenstationen und kleinen Nester. Vielleicht gehörst du auch zu diesen sonderbaren Chläusen, lieber Leser. Wohl hundertmal schon bist du die Strecke von Bern nach Zürich oder umgekehrt im Hundertkilometerlancée des Leichtschnellzuges oder mit deinem Spirituskocher abgesaut, und wann je wäre es dir eingefallen, in Brugg zwei Schnellzüge zu überspringen oder deine Schnellbänne an den Strassenrand zu stellen und dir eine geruhsame Stunde aus dem Hasten des Alltags zu brechen, um nach dem nahen Königsfelden hinauszupilgern, das römische Lager, das alte Kloster, die prächtige Kirche mit der tiefen Gruft der Habsburger und mit den Schädeln der österreichischen Ritter aus der Schlacht von Sempach, die Agneskapelle, den schönen Park zu besichtigen? Ach, dazu fandest du keine Zeit. Warum nicht? Lass dir sagen, das Leben ist kurz, und unendlich lange wirst du tot sein. Gerade solch beschauliche und gar nicht vorgesehene Ausfallstunden sind die kleinen Kostbarkeiten und Ruhestationen auf dem hastigen Weg, der doch nur hinführt zu den schmalen sechs Ladli, denen keiner entrinnt und hätte er die schnellste Schnellbänne der Welt. Und fährst du nicht immer wieder vorbei an einem der schönsten Naturparks deines Landes und steigst nie aus auf der kleinen Station Schinznach, um der Aare entlang zu bummeln nach Schinznachbad, weil du vorläufig das Zipperlein noch nicht hast? Ja, wir könnten dir wohl noch tausend Ratschläge geben für einen, denn in welchem Lande der Welt wäre auf so engem Raum so viel und so Herrliches zu sehen wie in unserm gottbegnadeten Helvetien?

Und da wir gerade wieder einmal ins Wallis hinüberfahren, wollen wir doch den Bummler nehmen ab Spiez. Zwar musst du dich ordentlich schütteln und schaukeln lassen, denn die guten Wagen fahren jetzt alle mit den Generalstäblern gredifurt, und ins Wallis hinüber ist es nicht mehr so recht der Mühe wert, seitdem das Loch durch den Simplon zu

ist, und besonders für die Bummler langt's einmal nicht mehr als zu Vierachsern. Aber dafür kannst du den Kontrast doppelt geniessen, den Haufen Schnee von Kandergrund an bis hinauf nach Kandersteg und die weihnachtliche Schau der überzuckerten Bergtannen und dann der strahlende Frühling, wenn du zum letzten Loch hinausfährst auf die Rampe des Lichts. Dann fahre einmal nicht hinunter bis nach Brig, sondern steig wenigstens in Lalden aus. Bergschuhe mit guten Nägeln sind zu empfehlen, denn der Weg hinunter ins Dörflein ist vürflüechter als siebenmal die hingeri Site vom Gurte oder vom Uetlibärg, lauter kantige und eckige Gneisplatten und schlüfriger Schiefer, und nur die Laldener Buben gehen da mit blutten Füessen hinunter wie die Geissen, und wir suchen oft Hebi und müssen acht geben, dass wir nicht grindvoran in die Studen fahren. Aber dann hast du — so nahe am internationalen Strang, dass man's von der Bahn aus erbrüelen kann — ein so gottvergessenes, niedliches Walliser Kaff, dass du staunen wirst. Das Weglein führt zwischen die braunen Häuschen und Scheuerlein auf den Gneisplatten und mit Felsblöcken auf den Dächern ins kotige Dorfgässlein, und da wimmelt es von kleinen, barfüssigen Kindern und schwarzen, kleinen Kühlein und schwarz-weissen Geissen. Ist dir dieser steile Weg aber zu mühsam, dann wechsele doch wenigstens in Visp den Schnellzug und fahre nur eine Station weiter nach Raron. Es gibt da vieles zu sehen. Auf trutzigem Burgfelsen thront hoch über dem Dörfchen die Kirche neben den Überresten der alten Feste der Freiherren von Raron. Hier waren die Weisen von Steiger Kastellane, bevor sie nach Bern zogen und sich ins Bürgerrecht aufnehmen liessen, und hier, auf dieser steilen Schlossmauer, sass der grosse Lyriker Rilke manchen Sommer und dichtete seine «Geschichten vom lieben Gott» und seine Sonette an Orpheus und liess seine Beine hinabbaumeln über das epheumrankte Gemäuer und seine Blicke über das Rhôneetal schweifen, und hier auch, auf diesem stillen Friedhof, fernab vom Getriebe der grossen Welt, liegt er seit bald zwanzig Jahren begraben.

Der Turm von Chalais

Es ist ein kotiger Weg zu dieser Walliser Vorfrühlingszeit von der grossen Strasse seitab über das Rhônetal hinüber nach Chalais. Ein geborstener Turm droht vom bröckelnden Moränegestein herab auf das kleine Dorf, und mächtige Quadern sind herabgestürzt auf den kleinen Weinberg und die Strasse. Vor der kleinen Dorfschmiede, direkt unter dem Burghügel,



steht der steinalte Schmied mit seinem Seehundsschnauz und neben ihm sein Fraueeli, das so klein und ledrig und verhutzelt ist, dass man sie beinahe wieder schön finden kann. Und wie ich bemerke, dass das «assez dangereux» sei, gerade so unter diesem rutschigen Turm zu wohnen, winkt der alte Schmied mit imponierender Wurstigkeit und der Fatalität eines arabischen Muezzins meinen Bedenken ab: «Que voulez vous, m'sieur, espérons qu'elle tombera à l'autre côté!» Übrigens habe der hohe Gemeinderat von Chalais schon vor dreissig Jahren beschlossen, den gefährlichen Turm zu sprengen, und einen Kredit dazu bewilligt, aber der entrepreneur sei ein sale trompeur gewesen und habe am Dynamit sparen wollen, und so sei eben nur die Hälfte heruntergekommen, und seitdem habe man die Sache auf sich beruhen lassen. Einmal werde er wohl herunterkommen — tout tombe une fois —, aber das könne noch hundert Jahre gehen, und bis dahin habe er kein Zahnweh mehr. Im Dörfli gibt es alte Leute, die waren kaum einmal in Sierre drüben, die waren noch nie auf der Eisenbahn, die sie auf der andern Talseite vorüberziehen sehen. Ja, es gibt noch unvorstellbar arme Leute im Wallis, aber es gibt auch heimlichfisse Chutter, die reich sein sollen wie hundertjährige Säutreiber, da habe einer letztes Jahr allein aus seinem Rebberg über hunderttausend Franken gelöst und mehr als vierzigtausend aus seiner Aprikosenplantage. «Ein Dorado könnte man machen aus dem Wallis», versichert mir der Kulturingenieur, mit dem ich im kleinen Beizli unter dem alten Raubritterturm einen guten Tropfen Johannisberger schlürfe. «Ein paar Millionen in Bewässerungsanlagen und Pumpwerke gesteckt, und man könnte Neuland gewinnen von vielen tausend Hektaren. Aber sie wollten es gar nicht, die Grosskopfeten, sie sähen nicht einmal gerne das Anwachsen der Industrien von Chippis und Visp, das radikalisiere das Volk und bringe fremde Einflüsse und den Linksparteien Auftrieb. Die junge, schwarzlockige, glutäugige Wirtin hört gleichgültig zu und schaukelt ihren zehn Monate alten «Jean Claude» und bewirtet dann freundlich einen deutschen Flüchtling aus dem nahen Lager, der seinen Dreier bestellt. Draussen rumpeln eben zwei Auto-Cars mit Arbeitern von Chippis vorbei zur neuen Schicht. Zwei Valaisans kommen herein und bestellen ihren Wein und diskutieren über die Zeiten und die Schweine und das Schwarzschlachten. Einer erzählt von einem Jean Baptiste, wie das ein Dummkopf sei, habe ein Schwein schwarz geschlachtet zur Nachtzeit im Keller und ihm das Maul verbunden, damit es nicht schreien könne, aber die arme Sau habe dann doch noch gequiekt in ihrer Todesangst, und gerade sei der Gendarm vorübergegangen, und nun

hätten sie ihn natürlich geschnappt. «Maintenant il a deux mille francs d'amende, oh, comme il est bête, ce pauvre Jean-Baptiste!» Wenn er ein Schwein schwarz schlachte, dann tue er das in aller Öffentlichkeit vor seinem Hause am heiterhellen Tag und wenn der Gendarm vorübergehe. Niemand werde annehmen, was man so öffentlich vor allen Leuten tue, sei Schwarzschlächtereie, nicht einmal der Gendarm. Ein selbstsicherer compatriote valaisan, nicht wahr, lieber Leser?

*

Intermezzi

Mein lieber Landvogt vom Zürisee! Also, die Seebueben halten Dir vor, Du seiest mit mir dem Zürisee entlang gefahren und habest so saugrob geredet und Du möchtest konstatiert haben, dass es diesmal nicht Dich betrifft und dass Du Dich dagegen verwahrst. Überhaupt führten die zünftigen Rosshändler eine kultivierte Sprache, und nur so Simpelcheiben, wo gar nicht richtige Rosshändler seien und sich nur so schimpften, wenn sie einmal eine alte Mähre auf Abbruch verkauften, könnten so sackgrob reden. Recht hast Du, alter Reiterkamerad, aber reg Dich nicht auf. Die Züriseebueben haben noch immer eine freche Röhre gehabt, und wenn man ds Halbe abstreicht von dem, was sie ufschnide, ist's immer noch ds Halbe z'viel. Deinen heroischen Kampf um ein besseres Waldmannndenkmäl hast Du verloren, aber wir können ihn nicht neu aufnehmen. Ich bin zwar mit Dir vollständig einverstanden, dass der Waldmann viel z'wit hinten auf der Kruppe hockt, aber heutzutage hockt mancher ganz hinten auf dem Schwanzansatz und gheist doch nicht abe. Was willst Du, das ist eben Kunst! Uf Wiederluege z'Züri ir «Walliser Channe»!

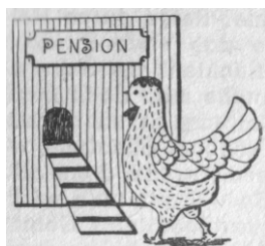


Liebes Fräulein Elisabeth!

Vielen Dank für Ihre Mitteilung, dass Sie Freude hätten an meiner Reise durch Helvetien, aber dass Sie das viele Fluchen schockiere. Natürlich fluchten die Schweizer viel, aber das brauche man doch nicht gleich alles in die Zeitung zu schreiben, im Gegenteil. Aber, schöne Elisabeth — Sie gestatten doch diese Anrede, denn alle Elisabethen sind schön —, mir tut's wirklich leid, dass ich Ihr zartbesaitetes Gemüt so beleidigt habe. Aber ich habe doch schon im Eingang angekündigt, dass hier das Volk der Hirten so reden werde, wie es wirklich redet, und dass ich nichts beschönigen und nichts vertuschen werde. Machen Sie es doch so, schöne Elisabeth, jedes Mal wenn so eine saftige Kurve kommt, schliessen Sie die Augen. Ja, ich komme fast alle Wochen einmal nach Züri, und wir können dann darüber reden. Villicht bim Huguenin. Mahlzitecoupong nicht vürgässe, ich habe nämlich z'halb Zit keine und nur so Sacharintee isch as wässerigs Gsüff. Küss die Hand!

*

Hühner in Pension



Zwischen Luzern und Olten, und wieder einmal zweiter Klasse. Mit mir im Coupé noch zwei Bessergschträhle, und ich tue so, als ob ich pfluuse. «Chömed Si us de Ferie, Herr Gutzwiler, oder händ Si Gschäft gha z'Luzärn?» — Der Herr Gutzwiler erzählt, ja, er komme von Engelberg, seine Familie sei noch droben, und er fahre nur schnell nach Hause, dr Prokurist, dä Lappi, hätt ihm bimene Haar ein gutes Gschäft bachabgehen lassen, hüttzutag könne man sich einfach auf niemand mehr verlassen, und wenn man nicht hinten und vorne ufem Quivive sei, so komme man unter den Schlitten. Er sei jetzt mit der Familie schon drei Wochen in Engelberg, und dann gehe er noch drei Wochen in den Tessin, um Heizung zu sparen, und dann werde der choge Winter wohl endlich herum sein. Das sei der beste Ausweg, meint der andere, aber er sei in seiner Fabrik unabkömmlich. Mit dem Heizen sei es gut gegangen, er hätte färn noch alle Löcher mit Turbe füllen lassen, und dann sei man überhaupt immer noch am besten aufgehoben zu Hause, besonders wegen dem Essen. In den Hotels gebe es doch afangs eine schmale Kost.

«Ja, was dänket Si ou!» widerspricht der Herr Gutzwiler, gerade am besten sei man doch in den Hotels dran, wenn man einen rechten Pensionspreis bezahle, da merke man öppe nicht viel vom Krieg. Aber daheim wisse ja die Köchi kaum mehr, was aufstellen, so wenig Fleisch und noch ein einziges Ei im Monat.

Da lacht der andere: «Aber, Herr Gutzwiler, das isch doch dumms Züüg!» Er habe Eier mehr als genug und kein einziges schwarzes darunter. Das sei doch ganz einfach.

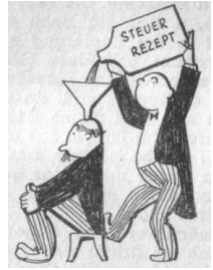
Jeder habe Anrecht auf die Eier von anderthalbem Huhn, wenn er selbst Geflügelhalter sei. Sie seien acht in der Haushaltung, er, seine Frau, zwei Kinder, die Köchin, das Zimmermeitli, der Chauffeur und der Gärtner. Also könne er sich zwölf Hühner halten, und das gebe eine Masse Eier. Natürlich habe er gar keine Hühner. Er sage bloss, er habe Hühner. Er habe das mit dem Bauern nebenan abgemacht, dass er bestätige, zwölf seiner Hühner gehörten ihm, sie seien nur da am Futter. Es sei nirgends verboten, seine Hühner in Pension zu geben. Natürlich bezahle er nicht das Futter und nicht die Pension, sondern einfach pro Stück dem Bauern 50 Rappen. Kein Schnüfli von der Lebensmittelkontrolle könne da etwas dagegen haben.

Herr Gutzwiler ist von dieser genialen Idee entzückt. Wenn der Krieg noch lange duure, so wolle er auch so ein Arrangement treffen.

Die Luzerner liebe ich sehr. In Luzern habe ich die meisten Freunde. Sie sind Epikuräer, sie lieben eine gute Tafel und einen guten Wein, und sie haben Sitzleder wie wenige in Helvetien, und mit den Tschuggern stehen sie auf vertrautem Fuss. Im «Roten Gatter» und draussen beim Galliker, da hat man Mühe, sich aus der traulichen Runde zu reissen. Genhart, der Schmid, hat ein witziges Maul, gefürchtet und berühmt weit herum in den luzernischen Landen, und wenn gar unser «Silberchüngel» zu ihm stösst, dann stellen sie halb Luzern auf den Kopf. Aber diesmal will ich nicht bleiben.

D'Schtüür-Erchlärig

Wir sitzen im Bruchmühlibeizli, und um den langen Tisch sitzen die Geissebuurli ab den Högern ringsum und die Chnächtli und Bützer und haben ein Thema von allgemeinem Interesse — die neue Steuererklärung: «Hesch di Facku scho usgfüllt, Köbu?» fragt einer über den Tisch, zwischen zwei langen Zügen aus der Pfeife.



Das ist wie Glut an die Zündschnur, und der Köbu legt los: Wo der Briefträger den dicken Brief gebracht habe, habe er erst gedacht, das sei nicht für ihn. Aber da sei düttlich druff gestanden: Haudenschild Jakob, Landwirt und Hilfsarbeiter. Am Abend habe er dann mit Züsi das Züüg necher agluegt, aber je mehr er gluegt habe, destminger sei er drüber cho, öb's ihm im Gring fähli oder dene Chauber z'Bärn unger. Einkommen im In- und Ausland sei da gestanden, und er wisse nicht einmal rächt, wo der Kanton Bärn ufhöri, vürschwige de, wo ds Usland anfang. Die Cheiben wollten einem nume vürwütsche, aber bi Haudeschild Köbu seien die am Lätzen. Die sollten ihm läcken, er habe den Fackel grad ufs Hüsli use ta, dert chönn me dere Lumpezüüg bruuche.

Ja, ja, stimmt ein anderer bei, das sei wieder nume ein Frässe für die donners Notarine u Advikate. Die heig jitz all Häng voll z'tüe, u das sig doch an abkarteti Sach, wil in der Regierung o bald nume noch Advikate und dere Gschmeus sig. Die heig zäme wie ne Fröschmulde u lachi natürlich dr Buggel voll, dass ds gwöhnlich Volk sich jetzt da so müsse dr Gring ausstudieren. Für ihn sei das aber a churze Chutt. Är mache mit dem Zimmermaableistift einen Strich durch das ganze Glump, und dann sollten sie z'Bärn unger luege, dass si drus chömi.

Drvo möcht er aber abgeraten haben, mischt sich ein Dritter ein. Wenn einer den Fackel gar nid ausfülle oder nume durchstreiche, so sei er glieferet, und sie könnten dann mit ihm machen, was sie wollten. Dr Staat sei dr gröschdt Schelm, und es nähme ihn, dr Tüfel söll's näh, wunder, was die mit dem Huufe Chlüder machten. Aber die könnten noch so viel einnehmen, die würden mit allem fertig. Über die Landvögte habe man gfluechet, aber das seien vürnünftig Mannen gsi gegen die heutigen Schtüürhache. Früher hätten sie den Zehnten genommen, und dann heigs es ta, aber hütt wollten sie grad alles.

Er habe den Gmeindschriber gefragt, was er da angeben müsse, steuert ein Vierter seinen Beitrag bei, und das Mondchalb habe ihm geantwortet, er solle alles angeben und zusammenzählen, und dann könne er zwanzigtausend Fränkli abziehen. Der habe ihn natürlich nur zum Löl halten wollen, aber oha! Dem wolle er's noch einmal reisen. So ein dummer Cheib sei er dann noch lange nicht, wie der Möff meine. Zwanzigtausig Fränkli abzieh? Vo was de? Von denen zwei Jucherten Schatten am Wald und den drei Geissen könne er keine zwanzigtausig Fränkli abziehen. Er habe das zusammengerechnet, und wenn er zwanzigtausig Fränkli abziehe, dann luegten uf der andern Seite sechzehntausig use, und

das sollte er dann vürschtüüre! Der könne grad druf warten! Wenn er einen Totsch suche, solle er sich einen zBrienz la schnitzen, en ahornige seinetwegen, aber ihm soll er den Hobel ausblasen.

*

Wie oft schon haben wir uns hier von Aigle steil hinaufzahnradeln lassen nach dem sonnigen Leysin, und wie bezaubernd schön ist es und immer wieder neu. Gleich höflichen und wohlerzogenen Giganten treten die Berge beidseitig zurück und lassen der jungfräulichen Rhône einen breiten und ruhigen Weg in den blauen See, als geleiteten sie gleich vielgetreuen Eunuchen die strahlende Braut ins hochzeitliche Himmelbett, und die letzten Walliser Pappeln bleiben dezent und ernst am Tor wie Brautväter, die ihr Kind mit Wehmut ziehen lassen in die schimmernde Ferne. An den sonnigen Hängen aber lachen fürwitzig die jungen Reben und fühlen ahnungsvoll die Glut des kommenden Weins und kümmern sich nicht um das missbilligende Rauschen der Kiefern und dunklen Tannen zu ihren Häuptern und um den metertiefen Schnee, der noch in den tiefen Waldschluchten lastet. Ja, es ist ein herrlicher Brautzug, wenn der Frühling seine niedrigsten Glückskinder das Tal hinauf sendet, die Schneeglöcklein und die leuchtenden Krokusse am sonnendurchtränkten Rain und die lustigen Geissenblümchen am Busch und Waldesrand. Je höher wir hinauf gleiten, je breiter erscheint uns das Rhôneetal, und immer mächtiger werden die Berge von den schneeglitzernden Dents du Midi hinüber die blaue Kette bis tief in die Savoyer Alpen. Oh, es ist herrlich und unvergesslich schön! Einen Sonnenuntergang aber solltest du, lieber Leser, einmal von Glion aus erleben, wenn der Feuerball der Welt im fernen Dunst langsam niedersinkt und den silberglitzernden See aufleuchten lässt wie eine Schale der Götter, in die Fortuna verschwenderisch all ihr Gold und ihre tausend Diamanten und Smaragde schüttet, und wenn das Abendrot hinauf flieht auf die höchsten Zinnen und die aufsteigende Nacht ihren dunklen Purpur über Ufer und Tal und Bergwand breitet. Ja, dann bleibst du wohl noch lange sitzen auf diesem moosbedeckten Stein und siehst weit unten gleich winzigen Sternchen die Lichter der Menschen aufblinken, hier, wie von der hohlen Hand eines Zyklopen zusammengewischt, zu einem kleinen Städtchen am Strand und dort zu einem Dörfchen hinten im schon finstern Tal und dann planlos hingestreut wie tausend Glühwürmchen bis weit hinauf am nachtdunklen Berg die Höflein und Maiensässe der Bergbäuerlein. Dann gehe hinüber nach Chamby schlafen — aber nicht zu lange. Den Sonnenaufgang solltest du hier nicht verfehlen. In den Bergen sind die Nächte kürzer als drunten im Tal, und vom Sonnenaufgang solltest du auch das Vorspiel des ersten Leuchtens sehen in dieser Antichambre der Götter, wenn fern im



Osten sich ganz zaghaft die Finsternis auflockert und dann allmählich das Licht der Welt seine strahlenden Degenblitze in das weichende Dunkel schlägt und dann aufsteigt über den fernsten Bergen als Königin der Gezeiten und sieggewohnte Bezwingerin der Nacht.

Das Wasserschloss zu Chillon ist die meistgemalte, meistphotographierte und vielbesungenste Burg der Welt. Hier wie nirgends sonst kann man ermessen, wie allzu viele Köche den Brei versalzen und allzu viel Propaganda das Interesse tötet. Zwanzig Jahre lang habe ich Schloss Chillon nicht mehr betreten und bin wohl hundertmal an ihm vorbeigefahren und habe kaum aus dem Fenster gesehen. Es war mir einfach verleidet und kam mir vor wie ein abgeschlecktes Täfeli. Ging es dir auch so, lieber Leser? Dann wirf dieses Vorurteil von dir und komme wieder einmal mit über die hölzerne Brücke des tiefen Grabens und tritt durch dieses wuchtige Tor, und du wirst es nicht bereuen. Viele hundert Burgen habe ich gesehen und viele, viele hundert Schlösser und jedes einzelne der weltberühmten Königsschlösser an der Loire, und ich darf mir wohl ein Urteil erlauben. Nun — Schloss Chillon ist die schönste mittelalterliche Burg der Welt und das schönste Wasserschloss von allen und eine einzigartige Symphonie von Lieblichkeit und Wucht, von romantischer Schönheit und formvollendeter Sachlichkeit. Zwei Welten trennt dieser Schlossgraben und sieben Jahrhunderte. Da kommen wir aus diesem mondänen Montreux mit seinen Hotelpalästen und Kurgärten und von dieser glatten Autostrasse über die weltverbindenden Schienenstränge des modernen Verkehrs auf den schmalen Uferweg und ein paar Schritte nur über die gedeckte Brücke, und nun stehen wir in diesen vier Innenhöfen mit ihrem Gewirr von Dächern und Vorschermen und Giebeln und bedachten Treppen, und der Schlossbrunnen plätschert sein immergleiches sprudelndes Lied seit jener grausamen Zeit, da man Bonivard an schweren Ketten in dieses Verlies mit den hohen gotischen Bogen führte. Und neigen wir uns aus den tiefen Fenstern des Wappensaales oder steigen wir auf eine der Altanen, dann geniessen wir die weite Sicht über den blausilbernen See wie einst die Herzoge von Savoyen und dann die bernischen Landvögte, deren wohlbekannte Namen die enggereihten Wappen künden. Heute ist dieses gewaltige Schloss mit seinen dreissig Sälen und Zimmern und Gelassen, mit seinen klafterdicken Mauern und Wehrgängen und Türmen und Bastionen nur noch Museum und Zeuge längst versunkener Zeiten. Frei ist die Waadt und wird es immer bleiben — eine freie Republik im starken Bund der zweiundzwanzig freien Republiken — seit hundertfünfzig Jahren und für alle Zeiten!

April 1945

Chilerot Pfänniger



Jeder Hirtenknabe soll heute seine Identitätskarte mitführen. Ja, ja, die Zeiten sind vorüber, wo man so schnell ohne Pass und Ausweis zum Nachtessen nach Milhiise¹ fahren konnte oder über das Schwäbische Meer nach dem heimeligen Bregenz. Heute muss man sich sogar als Helvetier z'mitts in Helvetien jederzeit ausweisen können. Begreiflicherweise, denn es treibt sich da mancher im Lande herum mit dem Gesicht eines Biedermannes und ist ein Spion oder sonst ein Lump. Diesmal sind wir auf grosser Fahrt nach unserer helvetischen Visitenstube — nach unserm vielgeliebten Tessin. Mir gegenüber sitzt ein kleiner knusperiger Herr so in den besten Jahren, um die Sechzig herum, mit seiner adretten, kleinen Frau, auch in den besten Jahren, so um die Vierzig herum, wollen wir annehmen. Sie sind guter Dinge, und in den grossen Kehren von Wassen äugen sie bald links, bald rechts hinaus, um das Kirchlein wirklich dreimal zu sehen, und sie tauschen alte Erinnerungen aus, denn vor fünfundzwanzig Jahren machten sie hier herüber ihre Hochzeitsreise, und jetzt feiern sie das silberne Jubiläum davon, und seitdem waren sie nie mehr im sonnigen Tessin. Bedächtig schreiten zwischen den Halten die Kondukteure die Wagen ab und machen ihre Kontrolle und haben fast nur Ferienabonnemente zu knipsen. Aber nun naht eine andere Kontrolle, ein Heerespolizist beginnt im Coupé nebenan jeden Fahrgast nach seinem Ausweis oder seiner Identitätskarte zu fragen. Einer hat nur sein Generalabonnement, aber das wird nicht als Ausweis anerkannt, worüber sich der Herr Generalpächter der SBB fürchterlich aufregt, aber sich durch die ruhigen Erklärungen des Heerespolizisten schliesslich belehren lassen muss, dass sich jeder Dunkelmann ein Generalabonnement ausfertigen lassen könne und sich dafür gar nicht zu legitimieren brauche. Schliesslich wird aber ein einfacher Geschäftsbrief noch hervorgeknübelt, und die Hermandad² erklärt sich befriedigt. Viel schlimmer dran ist unser netter, knusperiger Herr mit dem breiten Züridütsch, denn er hat wirklich gar nichts bei sich als sein Ferienabonnement, und das ist nun begreiflicherweise keine Legitimation. Man muss die Herrschaften bitten, in Göschenen auszusteigen und auf den Posten zu kommen. Der knusperige Herr ist darüber höchst konsterniert und entrüstet. Er sei doch nicht irgendwer, sondern der Chilerot Pfänniger von Häbiswil, und säb sehe man ihm doch an, dass er an alte Züribieter seig, und in der letzten Grenzbsetzig sei er Wachtmeister gewesen und dann noch Führer rechts im Schützen feuf. Ja, das sei alles gut und recht, erwidert der Heerespolizist,

¹ Mulhouse (Frankreich)

² **Santa Hermandad** (= Heilige Bruderschaft). Seit dem 15.Jhdt. eingesetzt Polizeibehörde unter den "Katholischen Königen", Isabella I und Ferdinand II (1479-1516)

aber das könne jeder sagen, und noch mancher rede gut züridütsch und sei noch lange kein Zürcher, nid amal ein Schwizer. So, säb sig denn doch stark, grollt der Herr Chilerot, schliesslig sehe man einem doch an, ob er an Schwizer säig oder nöd, wenn me nume chli Mänschekenntnis heb. Ob er denn etwa aussehe wie an Schwab? An der Landi habe er ausgestellt gehabt, und die halbe Schweiz habe ihn gekannt, und all Bott habe es getönt: «Eh, da isch ja no dr Schtand vos Pfännigers, lueg au wie schö!» Und jetzt komme man ihm so und dann noch an der silberigen Hochzeit. «Aber da bisch ou du schuld, Marie, du häsch absolut i dä chäibe Tessin abe welle, 's hätt's ou ta uf Rapperswil dure mit am Schiff.» Da kommt dem Polizist ein guter Gedanke. Ja, ob er denn keinen Ausweis etwa noch von der Landi bei sich habe, eine Photo vom Stand vielleicht? Und wie ein strahlendes Leuchten geht's über das Gesicht des Chilerots: Wohl säb habe er, und er zieht aus der Brieftasche eine Photo hervor und hält sie triumphierend hin: «Da gsähnd Si: Arthur Pfänniger und Kompanie, Gartenutensilien und Spezialgeräte für Baumpfläg. Stimmt's oder stimmt's nöd?» Und der Heerespolizist lacht und zieht salutierend ab. Siegesstolz schaut der Herr Pfänniger in die Runde der Mitpassagiere, und später, wie wir aus dem dunklen Loch fahren und die strahlende Sonne der Leventina leuchtet, ist er vollkommen ausgesöhnt: «Säb isch doch au e gueti Idee gsi vo mir, i Tessin go die silberig Hochzeit fiire, gäll Marie!

Nume agnoh — natürlich!



Für den Nachtzug von Zürich nach Bern nimmt man sich besser zweite Klasse. Dann kann man pfuusen, und der freundliche Kondukteur notiert sich jeden Reisenden, wo er auszusteigen wünsche. Aber diesmal ist es nichts mit Pfuusen. Zwei Schnörri sind da eingestiegen, und wir übrigen vier Friedfertigen und Schlafbedürftigen werden förmlich in die allgemeine Diskussion hineingeboxt. Der eine der Schnörri ist lang und hager und in gewissen Jahren, nennen wir ihn Don Quichote. Der andere ist klein und rationierungswidrig dick und hat einen Seehundsschnauz, in dem die Überreste der letzten rationierten Spaghetti vom Abendessen kleben, also Sancho Pansa. Das Hauptthema dieser Zeit in den helvetischen Eisenbahnzügen ist das Essen. Wo man noch richtig «spachteln» könne für zwei Mahlzeitencoupons, und wo man noch zusätzlich etwas erhalte ohne weitere Mahlzeitencoupons und wo überhaupt ohne — aber davon hört man in dieser allerletzten Zeit der Gleichschaltung aller helvetischen Bäuche kaum mehr eine Glocke läuten. Es soll mir nun keiner kommen und schreiben, das sei übertrieben, solche Materialisten seien denn doch unsere lieben Miteidgenossen nicht. Doch, solche Materialisten sind wir alle. Wir haben uns dessen nicht einmal viel zu schämen, denn wir haben ja diesen verfluchten Krieg nicht angezettelt. Wenn uns einer hätte vordozieren wollen, Kanonen seien besser als Butter, würden wir ihn schon damals, als es noch Zeit war, mit dem Lieferungswagen vom Burghölzli³ spediert haben. Item! Don Quichote und Sancho Pansa reden vom Essen, und erstaunlicherweise scheint der Hagere alle Fressbeizli zu kennen und der kleine Dicke keine. Umgekehrt wäre es so nach augenscheinlicher Beurteilung wahrscheinlicher gewesen. Aber plötzlich springt Don Quichote auf ein anderes Thema über und fordert das Urteil unserer ganzen Runde von Mitfahrenden und Mitleidenden heraus. Ob wir's schon gelesen hätten. Jetzt habe der Bundesrat das Parteienverbot aufgehoben, aber dafür einen Majestätsbeleidigungsparagraphen herausgegeben, wonach jeder Kritikaster⁴ schlankweg «hingereflügi». Sancho Pansa meint, das werde nicht so gefährlich sein, schliesslich seien wir noch in der freien Schweiz und d'Lüt seien Chüe und d'Bundesrät seien o Lüt. Doch Don Quichote lässt sich nicht beruhigen. Theoretisch sei d'Sach so, dass wenn einer einem Tschugger Tschugger sage, dann heig's ne, denn das sei eine Herabwürdigung der Obrigkeit. Ho, erwidert Sancho Pansa, das würde er dann grad la druf acho. Ihr Tschugger im Dorf sei dr dümmscht Cheib zäntume und dem habe er grad vorgestern gesagt, wenn er so lang wäre wie blöd, so könnte er chneulige aus dem Dachkännel suufe. Es nähmte ihn dann, dr Tüüfel söll's näh, wunder, ob sie ihn deswegen «litzen» könnten, das hätte gerade

³ Psychiatrische Universitätsklinik in Zürich

⁴ Inkompetenter, minderwertiger Kritiker

noch gefehlt. Schliesslich seien die Herre z'Bärn obe nume Angestellte und nicht Landvögt. Und wenn sie öppe wollten Landvögt spiele, so werde man es ihnen reisen, denen würde man dann heimzündten, aber nid sufer. Don Quichote ist anderer Meinung. Heute könnten sie mit denen vürfluechten Bundesbeschlüssen grad ds Gunträri⁵ mache, was in der Verfassung stünde, und ke Tüüfel könne etwas dagegen machen. Vorläufig gehe es nume um d'Bundesrät und d'Nationalrät u so, aber sellig Sache wärdi bald usdehnt bis ganz hinunter, denn so sei am gäbigsten zu regieren, wenn man dem Volch d'Schnörre vürbinde⁶. Sancho Pansa lacht, dass ihm der Seehundsschnauz wackelt und der letzte Spaghettirest auf die silberne Uhrkette mit dem Hufeisen fällt. Das sei dumms cheibe Züüg. Die sollten's nume probieren. D'Bundesrät seien dank keine Herrgötter. Gesetzt dr Fall, so ein Bundesrat wäre einmal ein Süffel, schliesslich könnte das auch vorkommen, die Gegenwärtigen natürlich ausgeschlossen. Und nun komme der stiersternevolle heim und habe keinen Hausschlüssel oder finde das Schlüsselloch nicht und läute wie sturm, dass d'Frou Bundesrat us de Fädere fahre, weil sie meine, es sei z'grächtem Flügeralarm. Und nun — nume agnoh natürlich — d'Frou Bundesrat wäre auch vürruckt, wie sie oben useluege und der Alte am Gartehag umeplampe, u rüefi oben abe: «Chunsch afange hei, du Sufhung! Wo bisch ächt wieder umegheit?» Ja, ob denn das nicht auch eine Herabwürdigung der obersten Behörde sei, und ob man denn nicht d'Frou Bundesrat grad so müess hingere gheie, wie wenn das öpper anders würd säge? Das sei dumms cheibe Züüg. Das gäb's doch nicht in der Schwiz! Schliesslich sei man nicht a Gränze gschtange feuf Jahr lang, für dä Schpinncheib da usse abz'ha, damit de üser da inne afange schpinne.

⁵ Von „Contraire“ – das Gegenteil

⁶ Dem Volk das Maul verbieten

La ville perdue au lac lointain

In Calvins Stadt zieht der Frühling ein, und sie beginnt sich zu regen nach dem tiefen Winterschlaf und nach sechs verlorenen Jahren. Zentrum der grossen Politik der Welt und Sehnsucht und Hoffnung aller Friedfertigen der fünf Kontinente — wurde Genf schmählich verraten von den Schwächlingen und Dummköpfen und feilen Konjunkturrittern, die hier in diesem weissen Palast am See mit



weltklugen und wirklichkeitsfremden Sophistereien⁷ brillierten, derweil die satanischen Verschwörer wider die Menschheit ihren Amoklauf durch die Welt vorbereiteten. Man hat alle Schande dieser Zeit und alle Schuld auf diese Stadt geworfen, auf diese Stadt, die ihren Namen der erhabensten Institution der Versöhnung lieh und die keine Schuld trägt an der Erbärmlichkeit dieser schändlichen Epoche. Geben wir zu — auch wir Schweizer tragen ein kleines Teil an dieser Schuld, und alle, alle tragen ihr Teil, und wir wollen geloben, dass wenn der Völkerbund aufersteht, und wenn er wieder nach Genf kommt — und er wird auferstehen, und er wird wieder nach Genf kommen —, wir nur Männer in dieses Parlament des Universums abordnen werden, die kompromisslos eine wahrhafte Versöhnung der Völker wollen.

Genf erweckt in mir stets die Sehnsucht nach Frankreich. Alles erinnert an Frankreich. Genf hat den Charme Frankreichs. Die eleganten Frauen, die schönen Mädchen, die sich so schick kleiden, die Boulevardcafés mit ihren runden Tischchen draussen an der Sonne und ihren Garçons mit den langen weissen Schürzen bis auf die Schuhspitzen und die schweren Belgierpferde mit den grossen Scheuklappen und dem kupferglänzenden Sattelgeschirr an den hochrädigen Kohlen-Zweiradkarren.

Ja, Genf beginnt sich zu regen. Vor einem Jahr noch stand an jedem zweiten Haus zu lesen: à louer, à vendre. Diese Zeugen einer von der Welt abgeschnittenen Kapitale sind fast ganz verschwunden. Der Frühling pocht an die Tore von Genf — der Frühling der Völker. Der Krieg ist nahe an Genf vorbeigebraust, und man konnte monatelang sein nahes Grollen hören, und die Brandröte von St-Gingolph leuchtete über den See und von vielen savoyischen Dörfern und einsamen Höfen. Aber diese schöne Stadt, die von den Diktatoren meistgehasste der Welt, steht noch, und der weisse Palast steht noch, und was alles steht nicht mehr, das tausend Jahre dauern sollte? Bald wird das Tor wieder aufgehen nach dem schönen Frankreich, und Genf wird nicht mehr die verlorene, einsame Stadt sein am fernen Zipfel des blauen Sees. Und dann wird sich die Grande Dame des Lemans herausputzen und schön machen und die Patina des Krieges und der Weltabgeschiedenheit wegwischen. Ja, es wird viel Arbeit geben, ganze Strassenzüge werden emsige Handwerker zwischen

⁷ Von Weismacherei / Weisheitsbringer

ihren Häuserzeilen und an den renovationsbedürftigen Fassaden der Altstadt sehen. Und diese vorsintflutlichen Trams, die uns so unverzeihlich schütteln, wenn's über viel zu enge Kurven geht, wird man verschrotten, und grosse, helle Wagen wie in Bern und Zürich werden über den Pont du Montblanc gleiten. Und dann wird man eine Escalade feiern, wie nie zuvor in deinen Mauern, o Genf, du Stadt der Menschlichkeit, du Symbol des Friedens, du Hort des Rechts und der Freiheit, du erhabene Zinne der Humanität!

*

Intermezzi



Lieber Herr Schweizer! — Sie schreiben der Redaktion, dass Sie das Gemisch von Schriftdeutsch und Berndeutsch in meinen Berichten abstosse, und dass zudem das letztere in der grössten Form geboten werde. Sie geben zwar zu, dass in «gewissen» Kreisen der Bevölkerung so geredet werde, aber diese Wirtshausgespräche seien keinesfalls des Volkes Stimme. Nun, mein lieber Herr Schweizer, streiten wir uns nicht darüber. Allen kann man es nie recht machen. Ihr Urteil steht da etwa 1:30 zu andern Zuschriften. Und in der Demokratie befiehlt die Mehrheit. Ich möchte Ihnen nur entgegenhalten, was mir ein Pfarrer schreibt: Ihre Reiseschilderungen sind nebst prächtigen Miniaturen der Landschaftsschilderung wirklich «urchig». Aber Sie wollen ja dem Volk der Hirten den Spiegel vorhalten, und das kann einmal nichts schaden.

Geehrter Herr Fehlmann!

Sie finden die Schilderungen der bekannten «Nationalschwäche» ungeselliger Eigenbrötelei humorvoll und treffend. Aber «die Kehrseite der Medaille» gefällt Ihnen nicht, auch wenn sie aus der Absicht heraus geprägt werde, erzieherisch zu wirken. Sie verdammen alle die volkstümlichen Redewendungen vom «Cheib» bis zum «Millioneschtärnecheib» und die «Bezeichnungen schweizerischer Eigenart» vom «Grind» bis zum «Füdl», und dass so viel vom Tüüfel die Rede sei, das sei eine Geschmacklosigkeit und eine Schande. Ihnen möchte ich mit Anatole France antworten: «Bevor ihr diese Schreibweise verdammt, betrachtet, mit welch kräftigem Stifte d'Aubigné⁸ in seiner Zeit diejenigen zeichnet, die er die Hermaphroditen nennt. Und ist es vielleicht Juvenal⁹, der an den Rasereien Messalinas¹⁰ Schuld trägt?»

⁸ **Théodore Agrippa d'Aubigné** (1550–1630), französischer reformierter Militärführer und Staatsmann

⁹ **Decimus Iunius Iuvenalis** war ein römischer Satirendichter des 1. und 2. Jahrhunderts

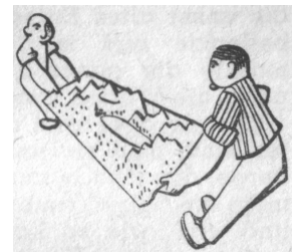
¹⁰ **Valeria Messalina** (* um 25 n. Chr.; † 48 n. Chr.) war die dritte Frau des römischen Kaisers Claudius

Lokalpatriotisches Jungholz

Malters ist das stolzeste Luzerner Dorf und das reichste, und es hat den höchsten Kirchturm vom ganzen Luzernerbiet — hundert Meter hoch — wer's nicht glaubt, soll ufechlättere. Noch steht das heimelige alte Klösterli mit dem Laubenaufstieg, das unsern bernischen Zwänggrinden vom Freischarenzug so unheimlich vorkommen musste in jener dunklen Nacht, als hier die Luzerner hinauspfefferten mitten in die Marschkolonne Ochsenbeins, und die Kugeleinschläge in der niedrigen Gaststube kann man heute noch sehen. Aber das ist ja nun schon hundert Jahre her, und es war wirklich das letzte Mal und wird für immer das letzte Mal bleiben, dass sich die Berner und Luzerner z'grächtem die Grinde verchnütscheten, heute sind sie die besten Freunde. Aber so ein ganz kleiner bitterer Rest ist doch bis auf den heutigen Tag zurückgeblieben im tiefuntersten Bewusstsein, das wird sich noch auf viele Generationen fortvererben und einen gewissen ganz leidlichen und gesunden Lokalpatriotismus unterstreichen. Ich kann es hier gleich beweisen. Stehen da ein paar Malterser Buben unten am Bach, und ich beschliesse, sie auf den Hut zu nehmen und rede sie im urchigsten Bärndütsch an: «He, Buebe, was isch das für nes Kaff?» — «Säb isch dänk kei Kaff, säb isch Malters.» — «Malters? Ja, chöit dänke! Malters het doch dr höchst Chilchturm im Luzärnbiet, u dä da isch doch höchstens füzg Meter!» — «Hundert, du Bärner Cheib du!»

Die schönste unserer helvetischen Töchter

Zwei Drittel unseres herrlichen Helvetiens sind Berg und Fels und Gletscher und Geröll, und wenige Ebenen und reiche Ackergebiete sind unser eigen. Wir wollen dankbar sein, dass es gerade so und nicht anders ist. O nein, wir sind nicht der Meinung jenes Landwirtschaftslehrers und Kulturbodenfanatiklers, der meinte, man sollte unsere Berge strecken können wie ein Leintuch, dann hätten



wir Heimet genug für unsere junge Bauersame, und der nicht einmal bedachte, dass er dann für diese junge Bauersame kein Leintuch gestreckt hätte, sondern ein Leichentuch, und dass dann hier ganz andere Bauern gepflügt haben würden als unsere Hirtenknaben. Nein, wir halten es mit jenem Oberländer Geissebuurli, dem so ein Stopfi sagte, sein Heimet sei wohl «stotzig». «Wär's nid stotzig, wär's nid mis», war die träfe Antwort. Und wäre unser helvetisches Heimet nicht so stotzig, dann wär's schon lange, lange nicht mehr üses. Wir werden schon fertig mit den stotzigen Bergweiden, und wenn auch die Lawinen nieder brechen wie nie und manches Stadel in die Tiefe reissen und manchen Stall und manch braunes Berghüttlein unter ihrer Last begraben, so ist uns diese Gefahr altvertraut, und wir werden ihr immer wieder Meister, aber um jene Lawine untermenschlicher Gemeinheit zu

verbauen, die unser altes Europa mit ihrem Schmutz bedeckte und in Trümmer legte, dazu musste die ganze zivilisierte Menschheit unter die Waffen treten.

Gerade aber weil unsere Ebenen so selten sind, sind sie uns besonders lieb. Die Berge, das sind in unserer helvetischen Familie die Buben, raubauzig und ungehobelt und wild, wie so Lausbuben gerade sein sollen; unsere Ebenen aber sind unsere wenigen wohlerzogenen Töchter, gesunde, rotbackige, herzliebe Buremeitschi mit der schmucken Tracht heimeliger Dörfer und schattiger Hofstätten. Keiner soll sie uns verderben, sonst bekommt er's mit uns zu tun. Aber immer ist es so. Die schönsten Meitschi sind am meisten umworben und umschmeichelt und auch am meisten gefährdet. Denn bei ihnen wollen nicht nur die Dorfbuben z'Kilt, auch die Schminggel aus der Stadt streichen um sie herum, und die sind viel gefährlicher. Sie glauben so ein einfaches Buremeitschi mit Schmuck und Firlefanz betören und verführen und entführen zu können, und es scheint ihrer eingebildeten Unwiderstehlichkeit ein leichtes, die flottesten Dorfbuben auszusteichen. Aber wir sind auch noch da, wir, die helvetischen Hausväter, und im richtigen Moment, grad wenn er sich's am wenigsten versieht und schon glaubt, er sei am Ziel, bürsten wir ihn hinunter vom Gadefänschter und zur Hoschtet hinaus und zum Dorf hinaus, und wenn er so frech sein sollte, noch einmal wiederzukommen, hetzen wir den Bären auf ihn, und der wird mit jedem fertig, Hund oder Nighthund oder Lumpehung.

Die schönste unsere helvetischen Töchter ist unser Utzenstorferli. Ja, das ist unser herzallerliebstes Kind und das schönste Meitschi zäntume im Schwiizerland. Es ist unser Augapfel und unser Bauernstolz, und es soll Bäuerin bleiben, und wir lassen es nicht verderben und durch billigen Halsschmuck betören. Ja, sie machen alle Anstrengungen, die Stadtschminggel, uns gerade dieses schönste Meitschi zu entführen, und sie wollen ihm ein goldenes Collier um den schönen sonnengebräunten Hals legen mit einem Diamantenkreuz auf den schwellenden Busen — aber daraus wird nichts werden, und wenn der Tüfel selber uf einem achtmotorigen Dornier landen wollte.



Die weite Ebene von Utzenstorf, die Kornkammer des alten Bern und das schönste Bauernland noch heute, das Land mit den prächtigen Berner Bauernhöfen, auf denen die Geschlechter seit sieben Jahrhunderten sitzen, die musst du am frühen Tag durchwandern. Wenn auf endloser Weite die Morgennebel langsam aufsteigen und die braunen Äcker zu atmen beginnen und sich dem ersten Strahl der leuchtenden Sonne entgendehnen, und wenn glitzernd der Tau glänzt auf tausend Bäumen, die in reichen Hofstätten stehen, und wenn unsere jungen Bauern von Utzenstorf und Aeßigen und Kirchberg mit vier Rossen z'Acher fahren. Tief ist der fette Humus und fruchtbar das Land, in das die gleichen Familien seit dreissig Generationen die Saat streuen. Und im Herzen dieses Bauernlandes sollten nun

die Bagger ihr hässliches Lied und Unwesen beginnen, diese heilige Bauernerde aufreissen, nicht um das neue Korn darein zu versenken, sondern klotzige Betonbahnen zu giessen, und hier möchten einige unbelehrbare Zwänggrinde ihren interkontinentalen Flugplatz härepflümle. Sie streichen mit ihren gleissnerischen Argumenten den Bauern von Utzenstorf um den Bart, Geld werde es geben fürs Land der Väter — einen riesigen Judaslohn — Verkehr werde das ins Land bringen, für die übrige Bauersame guten Absatz und Geld fürs Gewerbe und Arbeit auf viele Jahre hinaus und für immer. Aber unsere Utzenstorfer Bauern sind noch gesundes Holz bis aufs Mark, und sie sind nicht auf den Grind gefallen. Es geht um ihre Heimat, und alles Geld der Welt wird ihnen nie eine so schöne Heimat wiedergeben wie Utzenstorf. Und sie lassen sich auch nicht überlisten durch die Lüge, nur ein kleiner Teil des Landes müsse geopfert werden, sonst bleibe ja alles beim Alten. Sie wissen, dass es nicht beim Flugplatz allein bleiben würde, nein, dass sich dann die weite Ebene mit hässlichen Hangars und Siedlungen überzöge, dass ein ewiger Lärm und eine ewige Unruhe ins Land käme und neue Autostrassen und neue Schnellbahnen das Ackerland aufschnitten, und dass man in zehn Jahren Utzenstorf und sein weites Bauernland nicht wiedererkennen würde. Und damit sollten sie einverstanden sein? Nun, wir könnten wohl tausend Bauern von Utzenstorf und Aefligen und der Enden hier aufrufen zum Zeugnis, dass sie das nicht wollen und nie zugeben werden, aber es soll uns einer genügen. Eben hält er hart an der grossen Landstrasse, um den Pflug zu wenden, und seine vier Rosse schnauben in den frühen Morgen. Vier Rosse am Pflug und dahinter die weite Ebene im Dunst der ersten Sonne! Und alle vier Rosse sind «Eidgenossen», der Vater war Draguner und sein Eidgenoss ist mehr als zwanzig Jahre alt und steht zurhand neben dem jüngsten «Draguner», und die zwei voraus sind auch «Eidgenossen», denn alle drei Söhne sind Draguner. So ist es für mich leicht, ein Gespräch anzuknüpfen — wenn zwei «Rösseler» zusammenkommen, ist man um das Thema nicht verlegen. Aber ich will jetzt nicht zu lange über Rosse diskutieren, und wenn die vier Pferde ausgeschnauft haben, muss er wiederum eine lange Furche ziehen. Die kürzeste Unterhaltung genügt übrigens, um die Frage erschöpfend abzuklären:

«Sid dr immer no gäge Flugplatz da z'Utzistorf?» «Über das diskutiere mir gar nümme», erwidert resolut der junge Bauer. Der Flugplatz komme nicht dahäre. Der erste Stopfi, der da mit seiner Mess-Schnur komme, werde glatt über den Haufen geschossen. Zu was sie denn ihre Karabiner zu Hause hätten und Munition, wenn sie sich das gefallen liessen? Die sollten mit ihrem vürfluechten Flugplatz wohin sie wollten, aber nid nach Utzistorf. Ja, wende ich ein, das sei aber doch kurlig. Jetzt habe doch grad einer von der bernischen Bauern- und Bürgerpartei im Nationalrat wieder agsetzt, der Flugplatz dürfe nicht nach Kloten, was sie denn für Vertreter der Bauersame hätten, die gerade ds Gunträri verfechten dürften, ob sie denn solche Bauern im Parlament nicht Mores lehren könnten?

Das sei kein richtiger Buur. Das sei wahrscheinlich nur so ein vürfluechter «Mäppli-Buur», wo in der Woche dreimal z'Bärn im Bürgerhuus sis Fondue fresse, statt daheim zur Sach z'luegen. Der solle uf Utzistorf kommen, wenn er dürfe, dem würden sie mit dem Geisslestäcken sy Flugplatz i Gring ine chnütsche. Und damit hebt er den Geisslestäcken in die Luft wie der Bahnhofvorstand z'Aefligen seine Abfahrtskelle: «Hott ume, Buebe — so schön, hott no chli — zäme Buebe, hü!» Und die vier Rosse stampfen im gleichmässigen, ruhigen Schritt durch die Furche — ein herrliches Bild, ein beglückendes Bild, ein wahrhaft bodenständiges Bild, dieser Pflug und diese vier starken Rosse und dieser junge, starke Berner Bauer, die über die weite Ebene von Utzenstorf ziehen. Jawohl, so soll es bleiben. Wir Berner brauchen diesen Flugplatz nicht und gönnen ihn den Zürchern von Herzen. Zürich ist schliesslich die grösste Stadt und die Handelsmetropole Helvetiens, und wir Berner haben gar keinen Ehrgeiz, unsere Miteidgenossen an der Limmat zu überflügeln, nein, gar keinen. Das Utzenstorfer Projekt ist eine Zwänggrinderei und nichts anderes. So vürfluecht pressiert sind wir Berner gar nicht, dass wir nicht Zeit haben, mit dem Leichtschnellzug nach Kloten hinauszufahren, wenn wir ausnahmsweise einmal rasch mit der Flugere uf Paris oder nach London wollen oder gar nach Amerika.

Rebellen

Jeder Schweizer ist ein kleiner Rebell. In keinem Lande wird soviel über die Behörden geschimpft wie in Helvetien. In keinem Lande aber auch sind die Bürger so brav und zahm und vernünftig wie in unserer kleinen Republik in den Alpen. Wir sind auch Nörgler. Meckerer würden sie uns draussen im grossen Kanton heissen. Keiner lässt seinen Vorgesetzten ganz gelten, irgendwie glaubt es jeder noch äs Bitzeli besser zu wissen. Die Freude an der Kritik ist unsere wahre Bürgerlust, und wir nehmen sie auch mit in den Dienst. Man muss unsere Soldaten im Zug belauschen, wie sie ihren Dienst kritisieren und ihre Vorgesetzten. In aller Gutmeinenheit. Der Korporal ist gewöhnlich dr dümmscht Cheib und der Feldweibel ein Nörgelung und der Lütnant ein Herrefitzerli. Die Kritiklust geht durch alle Grade bis ganz hinauf in die oberste Spitze der Hierarchie. Denn jedes hierarchische System ist uns ein Gräuel. Je höher hinauf, je feiner und abgewogener wird die Kritik. Fahre ich da hinauf nach Thun, und mit mir im Coupé zweiter Klasse sitzen drei von der Goldküste, und ein Artillerieoberst führt das Wort. Alles wird nach Strich und Faden durchgenommen, dieses ist ungenügend, jenes ist falsch, er würde das ganz anders anordnen, aber die Hagelsbureaukraten z'Bärn unten in ihren geheizten Bureaus könnten natürlich nicht ermessen, was der Soldat im Feld brauche und was die Situation erheische. Da habe er einmal grad z'Gunträri gemacht, was das Reglement vorschreibe, und der Divisionär sei von seiner neuen Methode ganz begeistert gewesen, aber die Gwagglichöpf z'Bärn unger hätten

ihm alles dürte, das komme viel zu teuer und sei nicht nach Reglement. Wenn's losgegangen wäre, hätte man diesem allerdings wenig danach gefragt. Ja, wir sind ein Volk von Rebellen, und das ist gut so. Wir behalten unser eigen Urteil und unsern gesunden Menschenverstand, und niemals lässt sich der rechte Schweizer zu einem Kadaverroboten erniedrigen.

Die cheibe Internierte

In Olten hält uns gegenüber ein langer Zug, und aus den Fenstern starrt ein winziger Teil jenes Strandgutes der Menschheit, das dieser Krieg entwurzelte. Mir gegenüber ist ein kleiner, behäbiger Mann in den besten Jahren. Da komme schon wieder so eine Ladig Internierte, beginnt er etwas bissig, die frassen uns noch z'arme Tage. Jitz seien es schon mehr als hunderttusig. Aber da fährt ihm schon einer übers Maul: er solle froh sein, dass er nicht so herumgeschupft werde in der Welt und da im warmen Eisenbahnwagen sitze. Hoo, er habe es nicht so böse gemeint, erwidert der Kleine und schämt sich anscheinend nicht wenig seiner vorigen Äusserung. Wie lange man hier noch halte, fragt er mich. Und wie ich ihm sage, es gehe noch 5 Minuten, bis wir Züri zu führen, steigt er aus, pfeift dem Perronverkäufer und kauft ihm für zwanzig Franken Zigaretten ab und reicht sie zu den Wagenfenstern des andern Zuges hinauf und noch Kleingeld dazu und fast schlägt ihm der Kondukteur die Türe vor der Nase zu, denn unser Zug beginnt langsam aus der Halle zu rollen. Höchst befriedigt lässt er sich nun wieder auf die Bank nieder und vergräbt sich ins Oltener Tagblatt, und wir sehen noch im Hinausfahren, wie sein Beispiel Schule macht und wie der Perronverkäufer umringt wird und jeder den Internierten ein Päckli Zigaretten kaufen möchte. Ja, so sind wir, wir Helvetier. Oft verhockt und nicht gerne aus unserer Selbstzufriedenheit aufgescheucht, aber dann spontan, wenn uns einer einen Stoss in die Rippen gibt, unter denen trotz all unserem spiessbürgerlichen Egoismus ein Herz schlägt für jene, die nichts dafür können, nicht als Bürger dieses herrlichen Helvetiens das Licht der ersten Sonne erblickt zu haben.



Kommst du mit einem Abendzug nach Zürich, dann geniesse den Zauber der Grossstadt und bleibe eine Weile vor der Bahnhofhalle stehen. Das vielfarbige Spektrum von tausend Lichtreklamen die Bahnhofstrasse hinab wird dir Erinnerungen an Paris wachrufen — Boulevard des Italiens, la Madeleine, Poissonnière, St-Denis — an London — Piccadilly Circus, Oxfordstreet, Jamesstreet, Regentstreet.

Steigst du aber den Hang des Uetliberges etwas hinauf, dann möchtest du wohl glauben, wie einst in glücklicheren Zeiten vom Berg Cobenzl hinunterzuschauen auf das strahlende Lichtmeer des guten, alten Wien. Auch eine Erinnerung an Budapest kannst du dir verschaffen, wenn du mit einer Schwalbe den See hinunter gleitest und diese lichterfreudige Stadt dich zwischen ihre glänzenden Arme nimmt, ja, dann meinst du wohl auf der Donau zwischen die Zweistädte-Königsstadt zu fahren, die nun zu Schutt und Asche wurde, ein Schandmal unserer Zeit.

Willst du aber diesen Anblick geruhsam geniessen, dann kannst du das auf die angenehmste Art tun. Setz dich dann hinter ein Glas dunkel-goldenen Châteauneuf-du-Pape in den hohen, gediegenen Räumen des obern Stocks des Bahnhofbuffets, und du wirst erstaunt sein, wie reichlich und gut man da noch isst in diesem auspendelnden sechsten Kriegsjahr und wirklich nur für zwei Mahlzeitencoupons. Jeder weiss das vom Dienst her, der eine Küchenchef kann's und der andere kann's eben nicht, und der eine Fourier schafft's heran und der andere eben nicht, und alle haben doch die genau gleiche Zuteilung. So ist es auch mit den Hoteliers. Wir haben da in der Schweiz alte Hoteliersfamilien, wahre Dynastien, die Seiler, die Bon und viele andere. Sie haben unserer Hotellerie Weltruf verschafft, und sie werden sie nach diesem grausamen Unterbruch des zweiten dreissigjährigen Krieges wieder zu höchster Blüte bringen. Ja, so ein richtiger Hotelier, der hat seinen besonderen Stolz, und in seinem Revier ist er ein Fürst und ein König, wie unsere alteingesessenen Bauern auf ihren Höfen im Emmental. Oh, ich bin gar nicht skeptisch. Man soll das blöde Abstocken und Niederlegen von Hotels doch endlich bleiben lassen. Nach diesem Kriege wird unser Land überschwemmt werden. Ein Verlangen und Sehnen nach dem klassischen Ferienland, dem schönsten von allen, hat sich aufgestockt und drängt nach Befriedigung, und Hunderttausende von Erholungsbedürftigen werden kriegsmüde zu uns kommen, und der älteste Hotelkasten wird sich in ein Sanatorium wandeln lassen. Nun soll mir keiner schreiben, das sei dumms cheibe Züüg, nach dem Kriege werde die ganze Welt verarmt sein und verlumpt, und niemand werde mehr Geld für Ferien haben. Auf solche Pessimisten und Nebelkrähen dürfen wir nicht hören. Geld ist immer da, in vielen Ländern hat es den Besitzer gewechselt, aber da ist es, denn ich habe noch keinen Fünfliber fressen sehen wie geschwellt Händöpfu. Geld ist da, und Geld kann man machen, man muss dann nur der verschworenen Gilde der modernen Alchimisten den «Mutach füremache» und ihnen von

Zeit zu Zeit die nötigen Böxe in die Rippen geben. Wenn sie dem Mann aus Braunau so viele tausend Milliarden geben konnten, um seinen Amoklauf um die Welt zu starten, dann werden wir ihnen sagen, wo düre, wenn es an den Wiederaufbau geht. Jetzt muss man Optimist sein, zum Teufel, und mit dem verdammt Geplärr und mit all der Zopferei und Neuaufpöppelung der Zünftlerei sind wir auf dem Holzweg. Gerade in der Hotellerie hat der Tüchtige den Krauterer nicht zu fürchten. Und die Hotellerie wird wieder eine der vier Säulen werden, die unsere Staats- und Handelsbilanz tragen.

Zürich will ich dir weiter nicht beschreiben, lieber Leser, denn das hiesse Wasser in die Limmat tragen, und du kennst wohl unsere Handelsmetropole ebenso gut wie ich. Auch die prächtige Alpenrundsicht vom Uetliberg ist dir vertraut und der Blick hinunter in das stille Reppischtal und die prächtigen Wälder am Züriberg. So lass uns denn etwas von den lieben Zürcher Miteidgenossen plaudern.

Die Zürcher sind die Bewohner der einzigen helvetischen Großstadt — aber Großstädter sind sie nicht. Sie bilden sich bloss ein, Großstädter zu sein. Die ganze Woche hindurch lassen sie sich schön brav um Mitternacht ins Bett schicken und geben dem Frauenverein schuld. Uns Berner sehen sie als halbe Provinzler an — aber was für gerissene Haglen sind wir gegen sie — direkt großstädtische. Wir können in Züri, wenn die Zürihegel ins Bett müssen, den Nachtschnellzug nehmen und um halb drei Uhr früh in Bern landen und brauchen noch lange nicht ins Bett, wenn wir nicht wollen. Da ist immer noch ein Loch offen oder zwei so bis ein Viertel über drei, und wenn man nicht zu sehr pressiert mit Zahlen und der Nachtschugger schon dreimal inebrüelet hat, es täts jitz denn öppe, so kann man so gemütlich auf vier Uhr grad ins Bahnhofbuffet zu einer Mehlsuppe. Ich will das durchaus nicht etwa besonders rühmend hervorheben und mache selbst höchstens zweimal im Jahre davon Gebrauch, aber großstädtisch ist das und damit basta. Mit einem ganz leisen Anflug von Geringschätzung schauen die Zürihegel auf uns Berner. Aber das ist nur der Neid. Sie haben es immer noch nicht ganz verwärchet, dass wir vor bald hundert Jahren putzten und die Bundeshauptstadt wurden und Züri dann nur das Landesmuseum bekam. Da wir ihnen nun aber den interkontinentalen Flugplatz gerne und mit Kusshand überlassen, sollten sie inskünftig zufrieden sein. Die Zürcher behaupten, das Schönste in Bern sei auf dem Perron drei der Schnellzug nach Züri, und wir Berner sind in Züri mit der frühen Polizeistunde ganz einverstanden, denn wenn die Berner mit dem Nachtzug weg sind, isch doch nümm viel Rächts ume. Die Zürcher zahlen die meisten Steuern und behaupten, wenn sie nicht wären, müsste die ganze Eidgenossenschaft verlumpen. Aber wir Berner stellen die meisten Dätel, und ohne uns wäre 1940 Murte uber. Die Zürihegel rühmen ihre Industrie, und dagegen seien wir Bärner nur Bastlibueben. Aber wenn wir Bärner nicht wären und unsere Bärner Buren, dann könnten die Zürischnörri seit vier Jahren z'halb Zit am leeren Taapen suggen. Sie behaupten, wir Bärner seien ruche Haglen und sprächen eine

ungehobelte Sprache, aber so sackgrob wie ein richtiger Zürihegel reden wir noch lange nicht, darin sind wir gegen sie die reinsten Verdingbuebli. Im Übrigen lieben wir uns wie zwei alte Jumpferen, die auf den letzten Kilter warten. Aber als Helvetier und Eidgenossen und Patrioten sind auch wir Bärner stolz auf unser Limmat-Athen, und seit der Landi, dieser schönsten aller bisherigen helvetischen Landesausstellungen, haben wir für die leuchtende Stadt an Limmat und See ein Faible.

Intermezzi

Liebe Rose-Marie von Yverdon!

Sie finden meine Reise durch Helvetien «einfach sauglatt», und Sie laden mich ein, mit Ihnen per Velo um den Neuenburgersee zu fahren, oder ob ich etwa nicht Velofahren könne oder schon ein älterer Herr sei. Da Velofahren an sich zu den brotlosen Künsten gehört, verstehe ich es aus dem Effeß, und ein älterer Herr bin ich noch lange nicht, gerade so äberächt. Also ich komme, aber erst etwa in vierzehn Tagen, denn ich habe zu Hause noch viel umez'stäche und d'Härdöpfu noch nicht alle gsetzt, und bekanntlich geht die Anbaupflicht vor. Sie sind frisch verheiratet, aber Ihr Mann ist gar nicht jalous! Das ist fein! Ich habe gerne ein Velo mit Rücktrittsbremse oder dann wenigstens zwei Felgenbremsen. Also servus! Küssdiehand!

's Mannevolch isch Lumpepack



Gerade erwische ich ihn noch, den Nachtzug Züri-Bärn. Mit mir noch ein grosser, flotter Herr, Kaufmann, Fabrikant oder so was. Diesmal haben wir's fein, wir sind allein im Coupé zwoter Klasse, und wir beschliessen sogleich, zu pflußen. Herunter die Jalousien und aus das Licht, und nun hat jeder eine ganze Wagenbreite Polster, und wir lassen uns horizontal durch die pechschwarze Nacht schaukeln. Der Kondukteur steckt noch den Kopf herein, und schon halb im Schlaf meldet mein Gegenüber, dass er in Olten auszusteigen wüßsche. Wir schlafen herrlich und lang. Wir erwachen erst, als einmal der Zug etwas unsanft hält.

«Wo sind mer?» gähnt mein Reisegenosse, «isch säb scho Aarau?»

Ich lüfte die Store: «Langetau!»

«Gopfriedstutz abenand!» fährt der flotte Herr in die Höhe. «Ich muess ja z'Olte use!»

«Jitz isch z'spät», konstatiere ich sachlich, aber ohne alle Schadenfreude.

Er beginnt zu schimpfen nach Noten. Der Kondukteur habe doch notiert, dass er z'Olte hinaus wolle. Dem wolle er etwas erzählen. Gerade diesmal komme ihm das besonders blöd. Er habe von Züri aus noch seiner Frau telephoniert, er komme dann bestimmt mit dem

Nachtzug, und sie habe noch spitz zurückgegeben, sie sehe ja dann, ob er wirklich komme, sie glaube es dann, wenn sie es sehe, vorher nicht. Es sei wahr, jedes Mal, wenn er sonst etwa z'Züri gewesen sei, sei er hangen geblieben, aber er habe seiner Frau nun versprochen heilig und teuer, das komme nicht mehr vor, er komme jetzt jedes Mal heim, auf Ehrenwort. Und jetzt vergesse dä Kondukteur, ihn zu wecken. Seine Frau glaube ihm seiner Lebtage nicht, dass er sich im Zug verpfuuset habe und meine natürlich wunder was. Und dabei sei er unschuldig wie ein neugeborenes Kind, wenigstens das Mal.

Ich sei ja Zeuge und der Kondukteur auch, suche ich zu beruhigen, ich könne ihm das schriftlich geben.

«Nur das nüd», stöhnt mein Miteidgenosse. Auf solche Bescheinigungen gebe seine Frau einen blauen Teufel. D'Manne siged alls eis Lumpepack und steckten alle unter der gleichen Decke, sage sie, und schon einmal habe er so eine Gefälligkeitsbescheinigung von Freunden heimgebracht, und da sei es grad saublöd usecho. Da habe am andern Tag der Hotelier, där Torebueb, geschrieben, er habe ihm irrtümlicherweise nur ein einschläfiges Zimmer mit Bad berechnet, statt ein Doppelzimmer, und nun sei natürlich der Zapfen ab gsi.

«Herzogenbuchsi», hören wir nebenan im Coupé den unglücklichen Kondukteur einen wecken, und mein Oltener reisst die Türe auf: «Sie, chömed Sie mal dahäre!»

Der Kondukteur reisst erstaunt die Augen auf, aber wie die Vorwürfe auf ihn niederprasseln, schaut er auf seinem Notizblock nach und schüttelt sein Haupt und entschuldigt sich, in Olten hätten sie einen Wagen auswechseln müssen wegen Heisslaufens, und dadurch habe er vergessen, ihn zu wecken.

Mein Oltener droht mit einer furchtbaren Beschwerde an die Generaldirektion, und erst als der Kondukteur weg ist, kann ich ihm das ausreden und erkläre ihm, geschehenen Dingen solle man z'best reden und allen Situationen die beste Seite abgewinnen. Ich werde in Bern bei ihm bleiben bis zum Frühzug, oder wir könnten auch gleich im Zug weiterpfuusen bis nach Genf hinunter, dann habe er gleich den Früh-Leichtschnellzug und könne im Speisewagen z'Morge essen und sei schon im frühen Vormittag wieder in Olten. Das sei noch keine dumme Idee, lenkt er schliesslich ein, aber in Genf kehre er nicht gleich um, er könne dort noch zwei Kunden besuchen, wenn er das nur seiner Frau plausibel machen könne. Ich sage ihm, dass ich das übernehmen werde, und er legt sich wieder hin und ist bald wieder in Morpheus Armen. Im Gang draussen sage ich dem Kondukteur, die Sache sei in Ordnung, und eine Beschwerde werde es nicht geben, und er solle uns erst in Genf wecken, wenn wir nicht von selbst erwachten.

Ohni Glas

Über unser helvetisches Kanada, unser herrliches Graubünden, sollte man ein ganzes Buch schreiben können, und nur einige Skizzen dürfen es sein. Schon die Fahrt dem Zürisee entlang und durch die Linthebene ist diesmal ein besonderes Erlebnis, denn wir gleiten durch einen Garten Gottes, durch diese frühe Blust dieses frühen Frühlings, und eigentlich



fällt es uns schwer, nochmals dem Winter nachzulaufen und dem Schnee. Denn langsam nur steigt der Frühling an Bündens Halden hinan und setzt verwegen seine weissen und blauen Krokusse gleich siegkündenden Standarten in die Fluhbänder und in die Schneelöcher der Tannen und Bergfichten, die mit Ihrem Trauf die ersten Breschen in den blendend weissen Harnisch schlugen.

Wir gleiten im Speisewagen sanft dem Walensee entlang und sehen drüben am sonnigen Hang am Fusse der mächtigen Felsen das einsame Quinten. Mir gegenüber eine junge Amerikanerin. Sie wäre hübsch genug, ohne das viele Gold der Armbänder und Spangen und Broschen und die funkelnden Steine, die protzig in der Sonne glitzern. Unser Land findet sie very, very beautyfull, und ich kassiere diese Bewunderung als selbstverständliche Anerkennung mit dem stillen Stolz des Besitzers, denn uns gehört dieses Land, und wir bestimmen ganz allein darüber, und wir schmeissen hinaus, was uns nicht passt — z'halb Zit die Lätzen —, aber dreinreden von draussen lassen wir uns nicht, gestern nicht, heute nicht und morgen erst recht nicht.

Zwei HD-Dätel kommen an den Tisch nebenan, schon etwas lustig, es sind Veteranen von 1914/18, kleine Mannkli, Bergbauern, Holzhauer oder so was. Sie bestellen zwei Flaschen Bier «ohni Glas», aber der Garçon sagt ihnen, das gebe es nicht, hier werde aus dem Glas und nicht aus der Flasche getrunken. Sie fügen sich nur widerwillig. Das cheibe Bier heig eifach nicht die glich Chuscht, wenn man es aus so einem blöden Glas suufi. Und richtig, nach dem ersten Glas und wie der Garçon grad weg ist, setzen sie die Flasche an zum Entsetzen von Hochwürden, einem katholischen Pfarrer am gleichen Tisch und zum köstlichen Vergnügen meiner Amerikanerin, die das gar nicht so shocking findet.

Bim Heidi

Wenn du in Landquart aussteigst, um nach Davos hinaufzufahren, und es ist ein sonniger Tag, dann geniesse den Ausblick auf die Berge und pressiere nicht so mit umsteigen, die Kondukteure der Rhätischen Bahn sind höfliche Leute und werden dir bestimmt nicht vor der Nase wegfahren. Denn es lohnt sich wohl, einen Augenblick zu verweilen und dieses Bild von unvergesslicher Schönheit zu geniessen. Hoch vom



azurblauen Dom des Himmels leuchten die Schneefelder des Falknis herab, und die stahlgrauen Felsen und der dunkle Bergwald und das zarte Grün der Frühlingsweiden grüssen dich. Dort oben auf jener einsamen Alp unter den rauschenden Tannen am Fusse harter Felsen muss das Heidi gelebt haben beim Almöhi, und wieder treibt wohl ein Geissenpeter seine meckernde Schar an den Fuss jener gewaltigen Flühe und Wände, über denen der Raubvogel seine majestätischen Schleifen zieht. Ja, hier schrieb Johanna Spyri von ihrem Heidi, hier entstand die herrlichste Kindergeschichte von allen, die wir immer wieder einmal lesen und die noch viele Generationen nach uns das Buch der Schweizer Kinder bleiben wird.

*

Gleitest du mit der Bahn durchs enge Felsentor ins waldreiche Prättigau, dann mache einen Abstecher hinauf nach Seewis. Am Bahnhofli steht die einspännige Postkutsche, und der bärtige Postillon trägt schon fünfundsiebzig Jahre auf seinen Schultern und geht neben dem Pferd her den steilen Weg zweimal im Tag, bei Sonnenschein und Regen und tiefem Schnee. Ja, diese letzten eidgenössischen Postillone und ihre Rosse haben's schwer. Wenn der strenge Bündner Winter sein Regiment führt mit Lawinen und Bergstürzen und turmhohem Schnee, dann verziehen sich die grossen gelben Postautomobile zum Winterschlaf, und die Rosse allein können es schaffen und die alten Postillone. Dann sind sie gut genug und in unserer Zeit der Maschine und der Technik die einzige Traktionsmöglichkeit zwischen Bergdorf und der Welt im Tal. Immer ist jetzt die Post vollbesetzt. Drei Passagiere und viele Frachtstücke, und das eidgenössische Postpferd stapft tapfer das steile Strässlein und die weiten Kurven empor durch Wald und Weide. Ich gehe zu Fuss neben dem alten Postillon und bin so ungalant, mich weidlich zu ärgern über die drei wohl ondulierten Damen, die auf ihrem Schein beharren und sich an diesem strahlenden Frühlingstag bergan schleppen lassen und kein Auge haben für das Ross, dem der Schweiss in rieselnden Bächlein aus dem braunen Fell läuft. Zu uns gesellt sich ein alter Bauer mit zwei mausfarbigen Gusti, und wie ich ihn frage nach der altersgrauen Burgruine von Solavers, die weit unter uns auf steilem Fels thront, erzählt er die Sage vom letzten

Zwingherrn, der sich mit seinem Ross hinunterstürzte in das tiefe, brausende Bett des Baches. Einst war Seewis ein weltbekannter Luftkurort. Weltkrieg und Krisen haben das grosse Hotel ruiniert, und nun dient es als Flüchtlingsheim. Einst wird es als Kurort auferstehen, alle diese verlassenen Hotels werden wir wieder öffnen können.

Auch Serneus war einst bekannt als Bad weit über die Grenzen, und auch hier haben Flüchtlinge ein Refugium gefunden und warten mit Sehnsucht und begreiflicher Ungeduld auf das Ende dieses Krieges. Im Park steht noch seitab unter den Tannen der Kasten des Hotelomnibus mit den verwitterten Polstern und gibt Kunde von frühern friedlichen Zeiten, als da aus aller Welt die Fremden heranschaukelten vom Bahnhofli hinab und durch das Tal.

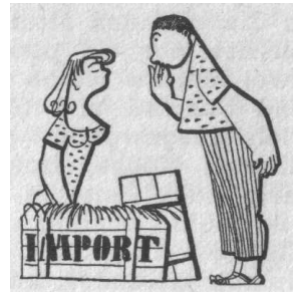
In vielen Kehren geht's bergan und durch die Tunnels und Lawinenverbauungen hinauf in das winterliche Davos. Noch glitzert das Eis auf dem See, aber siegesgewiss leuchtet die Sonne auf das weisse Tal, und bald werden auch hier Eis und Schnee weichen müssen, und sein letzter Widerstand ist nur noch aussichtsloser Trotz wie anderwärts in diesem stürmischen Frühling und Erwachen. Doch dieser Trotz wird hier nur zu hellen, kristallklaren Bächlein, dort zu Strömen von Blut.

Zwischen Glaris und Wiesen ist der gefährlichste Engpass der Rhätischen Bahn, hier war sie diesen Winter tagelang zugedeckt und wurde immer neu verschüttet. Auch nach Wiesen hinauf fährt eine Einspännerpost, doch herrlich führt ein Waldpfad bergan bis ins Dörflein. Willst du nach diesem Krieg wirklich geruhsame Ferien geniessen in der stillen Einsamkeit der Berge, dann kann ich dir Wiesen wohl empfehlen.

Tschirtschen kennen wir, das Bergnest, und die sonnigen Dörfer des Oberhalbsteins und die kühne Bergstrasse über dem Tobel von Bergün. Von Disentis ein andermal, und vom leuchtenden Engadin.

Die Geisslein

Herrlich ist das Domleschg. Hier haben die Salis und Juvalta, die Tschanner, Sprecher und die Planta noch ihre Schlösser und Burgen, und auf hohem Fels künden düstere Ruinen von längst vergangenen Zeiten. Bis zum Mai fährt noch die Postkutsche oder der Schlitten von Rothenbrunnen hinauf nach Scheid und Feldis, und dreieinhalb Stunden geht's steil bergan. Ich habe zwar mein Billett in der Tasche, aber die zwei Pferde haben's sonst schwer, so gehen wir nebenher, der Postillon und ich. Ja, das ist ein harter Dienst für Pferde und Mann, alle Tage diese weite Fahrt hinab und wieder hinan den Berg. Herrlich weitet sich in den obern Kehren der Blick auf das Domleschg bis hinauf nach Thusis. Metertief liegt noch der Schnee schatthaltig in den Schründen und Krächen, doch hier am sonnigen Hang sprosst ein früher Frühling mit zartem Grün und ersten Schneeglöcklein. Haselstrauch und Föhren und Bergtannen und Krüppeleichen säumen den Weg, doch selten jubiliert ein Vogel in Busch und Strauch.



Der Postillon hat ein markantes Gesicht. Sonnenverbrannt ist er wie ein Araber. Er weiss viel zu erzählen. Vom einsamen Leben hier oben in den Bergen. Im Hochsommer sei Scheid wie ausgestorben. Da zöge das ganze Dorf mit Kind und Kegel hinauf in die obersten Maiensässe, und im Dort blieben nur ein paar alte Leute zurück. Zwei Monate bleibe man oben mit Kühen und Schafen und Geissen. Früher seien viele ausgewandert nach Italien, als Konditoren, Köche, Hotelportiers, und noch mehr nach Amerika. In New York gebe es viel mehr Scheider und Feldiser als hier. Einmal sei auch so ein junger Scheider drüben gelandet, und im grossen Hafen habe ihn das Heimweh gepackt nach seinen Bergen, und er sei sich so gottverlassen vorgekommen, dass er geweint habe. Da sei ein alter Mann zu ihm getreten und habe ihn gefragt, was er habe, woher er komme, und wie er gesagt habe, er sei von Scheid im Domleschg, habe ihn der Alte gleich in die Arme geschlossen und gesagt, er sei auch ein Scheider. Jetzt gehe es besser hier oben, aber wie es nach dem Kriege kommen werde, das sei die grosse Frage. Ich glaube, ihn beruhigen zu können. Nach dem Kriege werde es Arbeit genug geben, gerade für uns Helvetier. Derweil wir plaudern, ist ein Paket aus dem Wagen gerutscht und kollert den steilen Hang hinab der senkrechten Fluh zu. Der Postillon wirft das Leitseil hin und setzt in wahren Gemssprüngen dem Paket nach und erwischt es hart vor dem Absturz auf Nimmerwiedersehen.

In Scheid lasse ich die Post ziehen und schaue mir das Dörfchen an. Vor 40 Jahren ist es gänzlich abgebrannt, nur Oberscheid zeigt noch die alten, niedrigen, braun-schwarzen Bündner Häuser. Herzige kleine, dreiwöchige Geisslein meckern aus den niedrigen Ställen, aber ein grausames Verdikt schwebt über ihnen. Fast alle werden auf Ostern geschlachtet. Sie wissen nichts davon und machen ihre lustigen Sprünge und freuen sich ihres kurzen

Lebens. Grausam ist diese Ordnung der Dinge, da immer einer den andern auffressen muss, um selbst zu leben.

In der kleinen Wirtschaft jasst ein polnischer Unteroffizier mit den Bauern. Mir erzählt ein alter Scheider von alten Zeiten. Als da herauf noch keine Poststrasse führte, nicht einmal ein Saumweg. Wie da noch Träger alles bergan schleppten, und wie sie als Buben oft nach der Schule noch hinunter mussten nach Rothenbrunnen, um Salz heraufzubuckeln, bis fünfzig Kilo die grössten. Früher habe Scheid viel mehr Einwohner gehabt. In der Schule seien nie weniger als fünfzig Kinder gewesen. Dann sei es zurückgegangen, immer mehr, bis auf neun Kinder in allen acht Schuljahren. Jetzt, seit zwei Jahren, seien es erstmals wieder über zwanzig. Zweiundzwanzig heiratsfähige Burschen seien im Dorf und fänden keine Mädchen. Nur vier heiratsfähige Scheider Mädchen seien da und wollten alle ins Unterland. Das sei die Sucht der neuen Zeit, das leichtere Leben im Tal, die lockende Stadt. Die jungen Scheider hätten sich verschworen, nach dem Krieg einfach Schwabe-Meitli zu importieren, denn jeder von ihnen hätte Anwartschaft auf ein nettes Bergheimetli. Eine Güterzusammenlegung täte zwar not. Es gebe nur kleine Felder, und die Arbeit sei deshalb besonders mühsam. Aber die Bäuerlein seien stockkonservativ, und jedes meine, gerade sein Äckerlein und sein Weidehang sei der beste, und keines wolle abtauschen.

Intermezzi

Liebe Fräulein Lina von Bendlikon,

Sie fragen besorgt bei der Redaktion, ob ich denn so ein Nachtfalter sei, der nie ins Bett gehe, rechte Leute gingen doch um zehn Uhr ins Bett, und ob ich wirklich so schrecklich gern Wein trinke, das sei doch schade, Süssmost sei doch viel gesünder. Ja, ich bin leider so ein Nachtfalter, Verehrteste, aber nur zuweilen. Ich war lange bei den Scheinwerfern am Gotthard eingeteilt, und am Tag kann man in Gottes Namen mit den stärksten Scheinwerfern



nichts anfangen, denn gegen das strahlende Licht der Sonne sind das nicht einmal Stallfunzeln. Und dann liebe ich es, im Mondschein zu reiten. Ich habe mir das in den Steppen der Walachei angewöhnt mit den schwarzen Husaren. Mit dem Trinken ist es gar nicht gefährlich. Erstens trinke ich sehr mässig, und dann mag ich viel vürliide. Bim Umestäche, Gartnen, Heuen und Holzen trinke ich nur Ramseier Süssmost. Aber der Wein ist eine Gottesgabe. Alle Abstinenter in Ehren übrigens. Nur vor den Total-Asketen habe ich ein Grausen. Diese Leute, die keinen Wein mögen und keine Frauen und nur grün füttern wie die Ochsen und nie dem blauen Rauch des Tabaks nachträumen, die haben das grosse Unglück über unsere Generation gebracht und unsere zweitausendjährige Kultur zerstört.

Würde man diesen Asketen aus Braunau rechtzeitig versorgt haben, das schöne Budapest stünde noch und das stolze Warschau und all die herrlichen deutschen Städte. Alle Süffel der Welt — zu denen ich mich übrigens nicht zähle — hätten nicht anstellen können was dieser Sirupindianer und hätten es auch gar nicht wollen. Irgendein grosser Gelehrter hat gesagt, dass die Summe aller Laster konstant sei. Wenn einer nach aussen so gar vürfluecht brav ist, dann muss er hingerdüre ein bsundrer Luscheib sein. Also prost Linely, und nüt für unguet! Hau's jitz i d'Chischte, as het grad zähni gschlage!

Liebes Vreneli vom Thunersee. Sie haben grosse Freude an meiner Reise durch Helvetien, und ob ich nicht einmal an den Thunersee komme, aber Tschugger dürfe man doch gar nicht sagen, gschwige denn schreiben, das könnte mir wüst den «Ermel inenäh». Nun, mich freut's auch, dass es Sie freut, und an den Thunersee komme ich und schreibe dann vorher eine Karte. Tschugger ist doch gar keine Amtsehrbeleidigung, es gibt sogar Miteidgenossen, die Bürger von Tschugg sind und ganz stolz darauf, wenn man ihnen sagt, sie seien Tschugger. Tschugger ist direkt ein nobler Ausdruck, früher haben wir z'Bärn gesagt Schroter, und wenn einer auf die Polizei muss, so sagt er etwa heute noch, är müess no schnäll uf d'Schroterei. Bei uns in Helvetien haben sich die Tschugger an die Schelme zu halten, und uns souveräne Bürger sollen sie hübscheli in Ruhe lassen, süsch chlepf'ts. Im Übrigen sind es ganz vernünftige Mitbürger. Also, ich komme mal. Dr Weidlig ist zwäg. Aber ich will dann ans Ruder, und Sie können dann i Schpitz fürehocke.

's Emmely

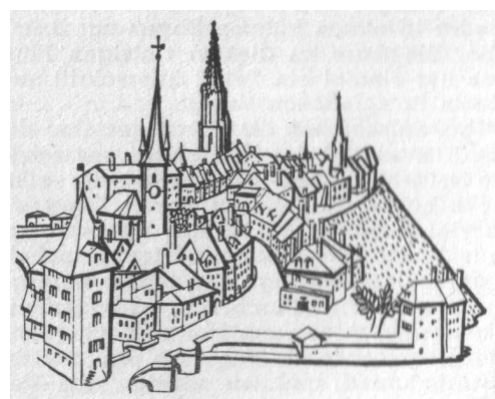
Wir fahren von Bünden zurück, und der Walensee ist schon hinter uns, und in Ziegelbrücke steigen ein paar Glarner Herren ein in den besten Jahren, so zwischen fünfzig und fünfundsechzig, und sind guter Dinge, denn sie wollen an die Mustermesse in Basel. Sie nötigen ein donners hübsches Meitschi ins Coupé, und jeder will den Zuschlag für die zweite Klasse bezahlen, und sind glücklich, dass das Meitschi einwilliget, zu uns zu sitzen, aber nume bis uf Züri. «Eh aber Emmely, chum doch au mit bis uf Basel, mir wänd's däm Emil scho säge, mir heiget dich vürschläipft, mir zahlet alles.» Aber das Emmely sagt, bis uf Züri und nicht weiter, so sehr sie versichern, es gehe alles auf ihre Kosten, und schliesslich sei es ja nun schon drei Monate verheiratet, und dr Emil würde wohl auch einmal allein pfusen können. Der eine der Herren ist Konditor, aber wahrscheinlich kein so gewöhnlicher, denn er hat sieben Gesellen in der Backstube und sieht aus wie ein Fabrikant. Der zweite ist Müller, der dritte ist Metzger und der vierte ein Wirt. Sie sagen Emmely alle Artigkeiten, und zwischenhinein nehmen sie sich gegenseitig auf den Hut, und vor allem muss der Wirt herhalten, aber der ist auch nicht auf den Mund



gefallen, und es geht lustig her, und keiner nimmt dem andern seine Anzüglichkeiten übel, wie es sich unter echt demokratischen Helvetiern von selbst versteht. Es sei doch ein wahrer Spruch: «Wer nichts wird, wird Wirt», föppelt der Konditor und hat gleich seine Retourkutsche, wenn man einen Bäcker und einen Metzger und einen Müller mit einem Seil zusammenbinde und über ein Bord hinaustrohlen lasse, dann sei immer ein Schelm obenuff. 's Emmely lacht herzlich, und jeder macht ihm den Hof, bsunders der Konditor. Er sei nicht so ein Löllicheib, wo das ganze Leben nur in seiner Backstube hocke. Vor dem Krieg sei er alle Jahre auf eine dreiwöchige Reise ins Ausland, und Paris und Wien und Genua kenne er wie seinen Hosensack, und dann sei er erst noch vierzehn Tage mit seiner Frau in die Ferien. Seinen sieben Gesellen gebe er alle Tage zum Znüni und zum Zobig einen halben Liter Fendant, das gebe den richtigen «Schprutz» zum Schaffe, und dann rührten sie die Zwanzgerstückli nur so umenand, dass es eine Freude sei, und schafften noch einmal so schnell. Der Wirt sagt, das glaube dr Tüfel wohl, die Stückli würden immer kleiner, wenn da so bsoffni Gsellen z'halb Ziit zuviel abschnitten, und dann koste das Fignedräckglump feufazwänzig Rappen und nicht zwanzig. Ho, sie könnten es mit den Stückli nicht so ring machen wie die Wirte, wo in den Keller hinunter hundert Liter Wein abschlauchten und in den Gutteren dann zweihundert hinauftrügen. So geht es lustig her bis uf Züri, und dann gibt es noch einmal ein Gekähr mit dem Emmely, es müsse doch die Blust sehen im Fricktal, aber 's Emmely windet sich geschmeidig hinaus und entschwindet im Menschengewoge des Zürcher Hauptbahnhofes.

Mai 1945

Diesmal, lieber Leser, darfst du mitkommen nach Bern, und wir wollen dich zu Gast laden, und du wirst diese besondere Gunst zu schätzen wissen, denn wir Berner laden noch lange nicht jeden zu Gast und sind etwas eigelig und bedächtig, aber wenn du einmal erwarmet sein wirst auf dem Ofentritt, dann wird's dir bei uns so gefallen, dass du staunen und dich wundern wirst. Wir werden dich herumführen mit



dem Stolz des eingesessenen Bürgers und dir unser Bern zeigen, die schönste der fünf schönsten Städte der Welt — du kennst sie doch: Bern, Thun, Salzburg, Venedig, Konstantinopel.

Ds Schönste

Steige mit uns hinan unter diesem hochgewölbten grünen Dom mächtiger Ulmen und Platanen zum Rosengarten und lehne dich an das efeumrankte Tor, und sieh hinab auf den Kern des ältesten Bern. Sieh dieses Gewirr von Dächern und Giebelfronten und Kaminen, seit dreissig Generationen von den Dichtern besungen und von tausend Malern in farbensatten Bildern verewigt, dieses leuchtende Rot der Ziegel, das immer wieder durch die altersgraue Patina längst vertauschter Zeiten schimmert, die Kirchen und Türme und der schlanke gotische Dom, die diese krummen Gassen betreuen und diese engen Häuser-Zeilen wie viel getreue Hirten ihre Schafe. Wie einzig schön steigt die Altstadtgasse nieder in einem kühnen Bogen zur Brücke über die Aare zu diesem trutzigen Fluss, den nur einmal ein Feind überschritt nach einem beispiellosen Verrat.

Nun müssen wir dir etwas gestehen: dieses Altstadtbild der Nydeck, dieses schönste mittelalterliche Städtebild von allen, ist in hoher Gefahr. Nur dieser Krieg, der so viel zerstörte, hat es uns bis heute gerettet. Denn alle Pläne sind fertig, und die Kredite sind bewilligt, das älteste Bern abzutragen. Wir sind nicht einverstanden, und wir werden mit unsern Herren noch einmal reden, und zwar kräftig, wie wir uns das gewohnt sind, und wir werden das Volk von Bern auf unserer Seite haben. Man beschuldige uns nicht sentimentaler Romantik. Wir wissen ganz genau, was wir wollen, und wir wissen auch ganz genau, warum wir gerade das nicht wollen. Die Altstadt muss saniert werden, einverstanden, diese ungesunden, düstern Wohnungen müssen verschwinden. Aber das äussere Bild dieser prächtigen Altstadtgasse mit dem «Burgerhus» lassen wir nicht ändern. Die heutige Technik bringt es fertig, hinter diese historischen Häuserfronten und unter dieses Gewirr von Dächern hygienisch einwandfreie und gesunde Wohntrakte aufzubauen. Sie muss das fertigbringen, und gerade in einem solchen Werk kann sich der Meister zeigen. Alles zusammenreissen und dann neu aufbaukästeln kann jeder Glünggi, wenn er ein guter Zeichner ist. Aber das historisch Gewordene mit den berechtigten Ansprüchen der neuen Zeit in Einklang bringen und verbinden, das muss doch geradezu den Berufsstolz des modernen Städtebauers herausfordern. Zuständig ist Baudirektor Reinhard. Der Sozialdemokrat Grimm hat unser Berner Rathaus gerettet und stilecht wiederhergestellt, und das wird sein unvergängliches Verdienst sein. Der Sozialdemokrat Reinhard wird sich ebenso verdient machen um unser altes Bern, wenn er unsere Nydeck und das Burgerhus rettet. Er soll sich seine Architekten nochmals vornehmen: diese Aufgabe habt ihr, entweder löst ihr sie, oder andere lösen sie, wenn ihr das nicht könnt! An unserm alten Bern ist schon genug durch stümperhaften Unverstand verteufelt worden. Was wir davon noch haben, wollen wir bewahren und unsern Nachfahren als schönstes Erbe weitergeben.

As wott as Froueli z'Märit ga



Die Berner Märkte sind weltberühmt, fast wie die Pariser Gemüsemärkte. Bist du ein Osthelvetier oder gar einer aus Bünden, und kommst du selten nach Bärn, dann möchten wir dir doch einige Tipps geben. Dann komme an einem Zyschtig und sieh dir den Bärner Märit an. Da stehen die Schwammfroueli unter den Laubenbogen und die Blumenmeitschi, und vor dem Regierungspalast Helvetiens breiten sich die Widlikörbe zu Tausenden, und behäbige Burenfrauen markten um ein Feufi mit ufgedonnerten Stadtfrauen und gar nicht ufgedonnerten Arbeiterfrauen um ihre Bluemchöhli und Ziebeln und Lauchstengel, und an der Kesslergasse, da möchtest du vergessen, dass es Krieg ist und dass man zu allem diese vürdamnten Märggli braucht, denn da stehen die Berner Metzger wie Tanne hinter ihren Ständen, und auf den Laden über den zwei Böcken häufen sich die Hammen und Bratenstücke und ringeln sich die Chümiwürste, und an den Latten hängt Gräucktes und Gsalzenes in herausfordernder Fülle. Du darfst dann aber nicht vergessen, dir die schönste Gasse der Welt anzusehen. Stelle dich dann zuoberst an die Kramgasse, denn sie ist die Königin der Gassen, wie die Via Appia die Königin der Strassen ist. Gerade vor den linken Pfeiler des Zeitglockendurchganges musst du dich hinstellen und dieses architektonisch-künstlerische Bauwunder bestaunen. Welch kühnen Bogen die ungleichmässigen und doch harmonischen Dächer in das Blau des Himmels zeichnen und wie kühn und einzig schön diese Gasse im Bogen hinunterführt. Oder gehe auch hinab bis zum Rathauskeller, und du wirst nicht schlüssig werden, ob dieses Bild hinauf die breite Gasse zum Zeitglocken schöner ist, diese alten Brunnen und diese vorspringenden Wappentiere der Zunftstuben und diese sonnigen Erker.

Hast du das nun geruhsam betrachtet, dann bummle noch hinüber zum Rathaus, dem schönsten Städterathaus der Welt, und die hinterste Gasse hinauf, die Brunngasse. Steht nicht deplaziert und störend irgendein Auto im Gässchen, dann möchtest du dich wohl zurückversetzt fühlen in die Zeiten der gnädigen Herren und Obern von Bern, denn hier spielt das Leben noch geruhsam um die niedern Bogen und Pfeiler. Hier sitzen noch die Handwerker vor den Lauben draussen an der Sonne, der Bettmacher und Tapezierer, der Möbelschreiner und der Schuhsohler, und zahlreich ist die Kinderschar, die ihr altes Versteckspiel treibt hinter Kelleraufgängen und Pfeilern und Brunnen und Toren. Klein und dunkel sind die Läden und kunterbunt die winzigen Schaufenster ausgefüllt mit alten Möbeln und Kleidern und Schuhwaren.

Zum Bärner Märit gehören die Bärner Kaffistuben wie zu einem Surgraued die Kernen. Willst du das Märitvolk von Bärn erlauschen, dann gehe zum Kipfer-Gfeller an der Spittelgasse oder zum Gfeller-Rindlisbacher auf dem Bärenplatz. Da ist an den Märittagen

ein Gstungg, dass du kaum einen Platz ergattern kannst, und Tisch an Tisch und Stuhl hocken die Märitfrauen und Stadtfrauen vor dampfendem Kaffi und grossen Kuchen wie Pfannedechle. Die Unterhaltung ist meistens laut und ungeniert, und du brauchst nicht den Lauscher zu spielen, um manches zu erfahren. Es ist noch etwas früh diesmal, und der Hauptansturm zum Znüni ist noch nicht nahe, und ich sitze allein an einem Ecktisch mit zwei Märitfroueli und versenke mich hinter der riesigen «Gazette de Lausanne», und die zwei Froueli mögen daraus schliessen, ich sei ein Welscher und verstehe notti nüt von ihrem Bärndütsch. Das eine klagt, es habe so as cheibe Züg mit seinem Biss. Dä donners Zahnarzt hätte ihm eifach kes guets Biss gmacht, und es gheie ihm immer ache bim Lache, und die Schnuderbueben daheim lachten ihns aus und helkten: häb's, häb's, Marie, lue, as chunnt wieder nidsi. Lach no chli, Marie, weisch dr Neuscht scho? Und so gehe es jedes Mal bim Tisch, und schliesslich verleide es ihm, denn es sei schliesslich noch nicht eine so steinalte Jumpfere, dere alles graglich sig, und die Möffen bruchten nicht immer nur mit ihm ihre Gugelfuhr z'ha. Oh, es hätte schon heiraten können, an jedem Finger zehn dere Stürchlicheibe, und äs wett oh! Äs frage dem donners Mannevolch einen Tüfel danach, und wenn äs es nicht chönn besser machen, als äs es jetzt habe, so verzichte es gärn auf so einen Gwaggli.



Es solle nur ledig bliibe, tuusig Mal sei's wöhler, sagt das andere Märitfroueli zum Marie. Wenn es hingerfür chönnt, ihns brächten keine zehn Rosse mehr derzue, z'manne. Was man denn da schon habe mit so einem Sümel. Ja, so lang sie vürlobt seien und einem über z'Tüfels wollten, da könnten sie chüderlen und zwägspringen, aber sobald sie einem hätten, die Ufläht, da liessen sie dr Uhung füre. Da müsse man allen Dreck machen und heig kei Feufer Lohn und ds Tüfels Dank, und wenn me nid öppe no ga Bärn z'Märit chönnt, so wär's überhaupt nid zum ushalte. Da hätte es doch so eine Jumpfere viel gäbiger. Sie sei gäschtimiert, wenn sie ihre Sach mache, sie habe einen schönen Lohn und könne etwas uf d'Site tue, und wenn es ihr nicht mehr passe, dann könne sie einfach dr Büntel häregheie. Wenn sie künden könnt, sie hätte ihrem Alte schon lang gseit wo düre. Jitz grad sei er zwar zahme. Er habe neue zu klagen und sei schon bei zwei Dökteren gsi, aber keiner könne ihm helfen. Jitz sei er bi einem i Färnbehandlig, aber är wüss nüd drvo. Es habe einem geschrieben ohne sis Wüsse, und der habe einen Einzahlungsschein geschickt für zwölf Franken, er wolle dann drüber nachedänke. Nach acht Tagen habe es wieder geschrieben, und er hätte wieder einen Einzahlungsschein geschickt für zwölf Franken und geschrieben, es werde dann schon bessern, er fahre zu in der Behandlig. Jetzt schicke es alle Wochen zwölf Franken und es göng dem Chrigel scho ordentlich besser. Verdienet hätt er es eigentlich gar nid, denn wie es

ihm wieder chli besser gang, heig er wieder siner alte Mugge. Aber schliesslich möcht es jetzt nicht schon Wittfroueli wärde, är sig doch de albeeinisch no für öppis guet, dr Chrigel. Die zwölf Fränkli schicke es grad geng am Märittag, da habe es wieder den Izahligsschiin, und vom Märitgeld könne es das am beschten, da merke Chrigel gar nüt. Äs würd ihm anrate, wäge dene cheibe Zäng doch dä donners Zahnarzt la z'hocke und ihm nid nos Gäld is Füdle z'jage, lieber das Züg la zwägbätte, es wärd gseh, die donners Zäng heig's de.

Darauf meint ds Marie, das wäre noch ke dummi Idee, es habe neue auch scho dra dänkt, und wenn es wüsste, dass Gsundbätten für Zäng auch gut wäre, so würden ihns die zwölf Fränkli nicht reuen, dr Zahnarzt heuschi o sövli, wenn er eim nume zwöimal i Goschen ineluegi.

Ho, da könne es sicher sein, dass das nütze, versichert das andere Froueli. Ds vorder Jahr heig bi ihne eine Moore nicht mehr rächt wölle tue, und das sig auch von den Zäng cho, und der Chrigel, dä Möff, heig wölle la dr Tierarzt cho. Aber es habe abgewehrt, was man für den Tierarzt wolle Geld usegheie, mehr als d'Moore wärt sig, das bessere dann von selbst. Hingerdüre heig's o schnäll gschribe, und für eine Sau mache er es für sechs Fränkli, und richtig, drufabe heig die Moore wieder afah frässe und sei fürcho, und wo sie se umglahe heige, heig sie zwei Doppelzäntner gwoge. Wowohl, das sig ds einzig Richtige für alls, fürs Mannevolch, für Zäng u für d'Moore, wo wett ou nid, das sig dänk alls ei Dräck, me müess nume dr richtig Gloube ha.

Mahlzeitencoupons mitbringen

Bei den Bärner Märitfroueli waren wir nun. Die Bärner Märitmannen müssen wir nicht in den Kaffistuben suchen, die hocken in irgendeiner Beiz der obern Stadt hinter einem dritten Dreier und schaben kunstgerecht die letzten Reste von einem Gnagi und besprechen dazu ihre Gschäft und handeln, und bei besondern Gelegenheiten politisieren sie auch, und etwaiger Autoritätsfimmel politischer Tagesgrössen wird zünftig verhächelt, vom Gmeindschriber bis zum Bundesrat. Und das ist



gut so. Für «Führer» und Schicklgruber aller Kaliber ist unser Helvetien ein hölziger Boden und Bärn ein harthölziger. In den Beizli hat es so gäbige Ecken mit Zwischenwändli, und man ist für sich eine Tischete und kann ungeniert alles mögliche besprechen und glaubt, dass es niemand hört und denkt gar nicht, dass grad hinter dem Wändli einer vielleicht hockt, der's grad hört. Diesmal sitze ich ännert dem Wändli, und auf der andern Seite sind vier, und sie reden nicht vom Handel und nicht von der Politik diesmal, sondern von einem

volkstümlichen Alltagsfest, einer Grebt. Taufe, Hochzeit und Beerdigung sind im richtigen Bärnbiet keine reinen Familienangelegenheiten, sondern halböffentliche Veranstaltungen und gehen nicht nur die nächsten Anverwandten etwas an, sondern jedermann auf zwei Stunden im Umkreis, besonders dann, wenn es sich um eine vürnähmeri Grebt handelt. Rede und Gegenrede sind amüsant und vielversprechend und wortgleich so:

Jetzt habe dr Köbel auch müssen dr Schirm zutue, und man werde z'Lycht¹¹ müssen, meint einer, obgleich ihm das grad gar nicht chumlig komme, er habe morgen auf den Thunmärit wölle wegen einer Fährlimoore, und jetzt komme ihm grad die blödi Lycht vo däm Köbel drzwüsche.

Ho, wegen dem Köbel würde er keinen Scheichen vürrüehre, erwidert ein anderer, es sei afange Zyt, dass es den putzt habe, där habe anfang alles wölle frässe mit seinem Hufen Chlüder, aber das sei noch die einzige Gerechtigkeit, dass jeder abfahren müsse, wenn der Hörnlivater mit der Gable winke, und für den Köbel werde der ghörig einheizen müssen, das sig ein harthölziger Donner gsi.

Er habe sich neuen nicht zu beklagen, meint der Dritte, dr Köbel sei zwar a chli a prüssische gsi, aber er habe dann auch wieder siner guete Site gehabt, und dann gebe das doch eine grossi Grebt, wahrscheinlich im Bären, es heisse wenigstens unten an der Todesanzeige: Mahlzeitencoupong mitbringen.

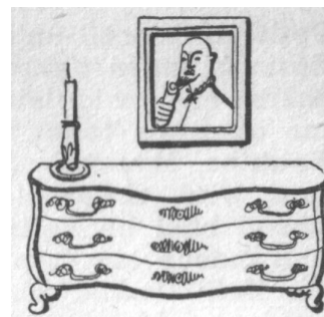
He nu, meint der Vierte, die Donnere könnten genug erben und eine rechte Grebt geben. Bsunders der Miggel. Dem Hagel kalbere noch der Dreschschlegel auf den Estrich, und der hätte schon sonst genug. Aber so sei es, etwa rächt Lüt kämen nie zum Erben, wenn's Chlüder regne, dann sei er, dr Tüfel soll's näh, stets am Schermen, aber so Sürmelcheiben, wo's gar nicht nötig hätten und mit dem Geld doch nichts anzufangen wüssten, die kämen dazu. Die dümmschten Buren hätten eben immer die grössten Händöpfu.

Das sei aber blöd, dass die Grebt im Bären sei, där donners Bärewirt habe gar nicht guet gräukti Hamme. Der räuke ja nicht selbst. Aber beim Sternenwirt, da sei's das letzte Mal lustig gegangen, wo sie dr Seppu viirlochete heige. Sogar dr Pfarrer heig am Abe as Dirggeli gha, u tanzet sig worde drufabe, wo die nechere Vürwandte hei gsi sigi. Dr Seppu sig doch Passivmitglied gsi vo dr Musig, und die hätten geblasen wie z'Bolisdonner.

Dr Köbel sig nicht bei der Musik gewesen, aber beim Männerchor. Und die werden dann singen. Und dann könne man für die Grebt immer noch einen Handörgeler bstelle, er wolle das dann dem Miggel schon beibringen, dass er sich da nicht lumpen lasse, wenn er so viel erben könne.

¹¹ Zur Beerdigung/Trauerfeier

Da du schon mal in Bern bist, lieber Leser, lassen wir dich nicht so schnell weiterziehen, denn wenn wir auch unsere Berner Gastfreundschaft nicht so spontan und eis Gurts jedem an den Hals werfen, so ist sie gerade deshalb umso dauernder und gemütlicher, und wir lieben es nicht, wenn unsere Gäste zu plötzlich und kurz entschlossen aufbrechen. Wir verlangen im Gegenteil jene seit Jahrhunderten üblichen Präliminarien, die jedem Aufbruch voranzugehen haben und die du kennen musst, soll dein Besuch in Bern in gutem Andenken bleiben. Es gibt da einen ungeschriebenen bernischen Knigge von einem seltenen Charme bäurisch-adeliger Höflichkeit, und er lässt sich nicht kopieren, denn er ist eine eigene Mischung gut bernerischer Schwerblütigkeit mit welschem savoir-vivre. Diese Präliminarien beginnen üblicherweise spätestens eine Stunde vor dem beabsichtigten Aufbruch, können aber auch in besondern Fällen schon einige Stunden vorher beginnen und in ungleichmässigen Intervallen von elf Uhr spät bis sieben Uhr früh sich hinziehen. «Ja, mir sötte! Mon Dieu, Beatrice, as isch ja scho zwölfi!» Dann wird der bernische Gastgeber wieder eine Flasche ganz alten Burgunder entkorken und feststellen, es sei schon mängisch zwölfi gsi, und man plaudert weiter im Peristyl, derweil unter der alten Linde der Springbrunnen plätschert, seit zweihundert Jahren sein ewig gleiches Lied. «Jitz müesse mir aber, as taget ja scho bald. Allons, Beatrice, lève-toi!» Aber auch dieser Anlauf wird abgeschlagen, es werde jetzt etwas kühl im Peristyl, man gehe hinein und mache ein Kaminfüür und einen heissen Kaffi. Und so schreiten wir erst mit dem goldenen Morgen aus dem efeumrankten Tor. Ja, diese herrlichen altbernischen Landsitze, sie sind ein Stück Historie unseres Bernerlandes. Kennst du sie, lieber Leser? Unser Tavel hat sie meisterhaft gezeichnet — Märchligen, Oberried, Rümliken, Melchenbühl, Reichenbach und all die andern. Sie liegen rings um die Stadt und über das Berner Mittelland zerstreut im Kranze der Laubkronen ihrer vielhundertjährigen Bäume. Prächtige Alleen führen oft zu ihnen. Hinter dem Laubvorhang des Parks liegen sie im flutenden Licht der Sonne, diese Barockschlösschen aus hellgrauem Berner Sandstein mit den silbergrauen Fensterladen und den mächtigen, hochfirstigen Dächern, wo auf altersdunklen Ziegeln die Patina vom Dunkelgrün ins Rötliche spielt. An jenes hochgewölbte, rundbogige Tor mit der alten Inschrift banden die französischen Husaren ihre schabrackengezierten Pferde, als das alte Bern unterging. Trittst du aber ins Haus, dann aufersteht das alte Bern, die feine Wohnkultur des Rokoko umfängt dich und der Charme dieser zierlichen Möbel und geschweiften Kommoden und die unvergängliche Farbenpracht alter Meister. So träumet sie dahin wie ein vergessenes Märchen, diese altbernischen Landsitze, abseits vom Treiben und Hasten der Zeit, wie eine Uhr, die ihren Zeiger verloren hat.



Hü!

Wir fahren mit einem Bummler durchs schöne Emmental. In Signau steigt ein Mutterli ein und bleibt unschlüssig stehen, weil der ganze Wagengang überfüllt ist, und scheint nicht recht zu wissen, soll es durch den Wagengang weiter oder wieder hinaus. Da taucht ein langer Bursche hinter ihr auf, wahrscheinlich der Sohn, und übersieht die Situation und durchhaut den gordischen Knoten der Unentschlossenheit des Mutterlis und sagt energisch — jawohl, nur dieses eine Wort: «Hü!» Und das Mutterli hastet eis Gurts durch den langen Gang hinüber ins nächste Abteil, und der junge Bauer in seiner halblinigen Chutte stapft mit langen Schritten hintendrein, ohne links oder rechts zu schauen, und alle Leute finden das in bester Ordnung. Hü! Wie er gewohnt ist mit seinen Rossen, auch mit der Mutter. Hü! Nicht viel höflicher wird er mit seiner Schwester umgehen und mit seiner Braut, aber sicher wird er über die Internierten schimpfen, die «Polaken» und «Tschinggen», die eben nicht «Hü» sagen, sondern ritterlich und galant den schweren Korb abnehmen auf der Kellerstege und dem Mutterli und dem Aenneli jeden Wunsch von den Augen ablesen, und er wird höchstens choldern deswegen und etwa räsonnieren, es tät's jetzt de öppe mit dem dumme Tue, und wenn's nicht aufhöre, so luege er für einen andern Internierten. Ja, ja, es gibt noch buechig Ämmeschwirre und nicht nur im schönen Ämmetal!

Jour de la Paix

Ganz zufällig ist es, dass wir gerade an diesem Tag des offiziellen Kriegsschlusses in die Völkerbundsstadt fahren, und wie anders feiert man hier den Frieden, als bei uns in Bern! «Hier soir c'était la folie», versichert mir mein alter Freund Gascard, so etwas habe man in Genf noch gar nicht erlebt. Strassen und Plätze und Quais seien schwarz gewesen von Menschen, den Tramwagen habe man die Bügel hinuntergerissen und sie zum Stehen gezwungen, auf allen Strassen und Plätzen sei getanzt worden, und die Jugend habe Lastwagen und Fuhrwerke requiriert, um singend durch die Strassen zu fahren, und diesen Abend werde es noch toller zugehen, ich müsse bleiben. Ich kann aber leider nicht bleiben, denn ich habe in Bern eine Verabredung. Genf trägt reichen Flaggenschmuck, übrigens auch Lausanne, Fribourg und alle kleinen Zwischenstationen ab der Berner Grenze. «On s'en fiche de ces Messieurs de Berne!» hört man immer wieder. Durch Genfs Strassen ziehen an diesem strahlenden Maientag mobile Orchester und Musikbanden, und alle Trottoircafés sind bis auf die Strasse hinaus voll besetzt, und die Leute stecken sich ihre Revers voll mit Fähnchen der Alliierten. Genf, die während dieser fünf letzten Kriegsjahre abgeschnittene Stadt, diese Gefangene, sieht ihre unsichtbaren



Fesseln fallen mit den schweren Ketten, die Europa versklavten, und dass sich diese temperamentvolle Stadt nicht den Berner Maulkorb umbinden lässt in dieser frohen und strahlenden Stunde, ja, das freut uns.

Und wie uns nun der Leichtschnellzug in knappen zwei Stunden zurück trägt nach unserm Bern — wie nüchtern kommt uns alles vor! Keine Fahnen, keine Flaggen, alles normaler Alltag — denn so hat es eine weise Regierung verordnet, und wir Berner haben sicher jenes vollgerüttelte Mass der Tugend, die des Bürgers erste Pflicht sein soll — die Ruhe. Aber im späten Abend wird doch die obrigkeitliche und gleichsam amtlich suggerierte Duckmäuserei spontan durchbrochen. Auf dem Waisenhausplatz ziehen Handörgeler auf, und rasch bilden sich zwei eng umstandene Kreise, und es wird getanzt und auch etwas gelärmt — lange, lange nicht so wie in Genf, aber immerhin! Wir kennen die Argumente unserer Behörden: wir gehörten nicht zu den Siegern, wir hätten zu diesem Sieg der freien Völker nichts beigetragen, angesichts der Hekatomben von Opfern, die dieser Krieg gekostet, zieme es sich nicht, ihn mit Lustbarkeiten zu beenden, und last not least, man habe auch jetzt neutral zu bleiben und dürfe die Gefühle der Besiegten nicht verletzen. Dass diese an sich vertretbaren Thesen bei weiten Kreisen des Volkes keinen Widerhall fanden und missdeutet wurden, das könnten wir aus hundert Gesprächen unter unsern guten Berner Bürgern belegen. Ein lang verhaltener Groll bricht sich Bahn und nimmt kein Blatt vor den Mund — im Café, im Tram, unter den alten Berner Lauben. Unsere Chläuse hätten eben nun seit Jahr und Tag nach der deutschen Pfeife getanzt, und der Schlotter sitze ihnen noch heute in den Knochen. Das seien nur blöde Rücksichten auf die cheiben Schwaben, und alles andere dummer Firlefanzen. Mit ihrer Schulmeisterei könnten sie uns den Hoyer hinabrutschen; wenn die Norweger und Dänen und Franzosen und Engländer und alle die, welche so viele Tote zu beklagen hätten, jetzt fröhlich seien trotz alledem, so brauchten wir Neutralen nicht päpstlicher zu sein als der Papst. Das sei Heuchelei und falsche Sentimentalität. Diese frohe Stunde der Befreiung, auch für uns, wenn auch nicht dank uns, gehöre der uneingeschränkten Freude, und in den Jubel Europas nicht einzustimmen und abseits zu stehen in dieser historischen Stunde könne nur Anstoss erregen. Der Friedensalltag, der nun anbreche, werde nüchtern genug sein, und wir hätten noch jahrelang Zeit, unsere Betrachtungen über den Unsinn dieses totalen Krieges anzustellen. So die vox populi in diesen Abendstunden des Victory day in unserm Bern, und uns will scheinen, diesmal habe das Volk die Vernunft der Argumente für sich.

Uf em Schandbänkli



Diesmal ist es ganz köstlich. Zweiter Klasse im Schnellzug Züri—Bern.

Im Coupé hinter meiner Wand sitzen vier — Handelsleute oder reisende Kaufleute — und verhandeln meine Reise durch Helvetien, und diesmal hören wir die vox populi über uns selbst, und die vier Eidgenossen sind sehr geteilter Meinung, und wir hören mit Schmunzeln unsern Ruhm und unsere Schande, und einer besonders verdonnert mich in Grund und Boden, und ich komme mir vor wie auf dem Schandbänkli und habe

meine helle Freude daran. Rede und Gegenrede sind wie folgt:

«Läset Sie die Reis durch Helvetie ou vom Schwarz? Das isch no an glatte Siech, wie dä im Schwizerländli umepfuret! Händ Sie gläse, wie där eus Zürihegle am Seil abelaht?»

«Jo, gläse han ich's scho. Aber das isch doch an Schpinncheib, an verreckte! Säb isch doch alls erfunde. Ich räis ds ganz Jahr und erläbe nüt derigs!»

«Näi, näi, Sie, das isch scho so, wie där schribt. Ich han jedes Mal an Saufreud, wenn er wieder eim eis inebutzt.»

«Ja, aber säb schribt mer doch nid alls grad in Zitig! Wenn mer das Züüg list, chönnt mer meine, mir Schwizer seiged alls Schpinnchäibe und heiget en Egge ab. Schliesslich git's denn au no normali Schwizer. Und dänn isch as ja diräkt haarig, wie där unsri chriegswirtschaftliche Vorschrifte dure Kakao zieht! Mer chönnt meine, mier siget an Nation vo Schwarzhändler und Egoischte, und säb sind mer denn doch nöd. Wenn jitz au hie und da eine as paar Märggli oder an paar Mahlzitecoupong hindedure ergatteret, so isch er dank no ken so schlächte Cheib, wie där schribt. Ich möcht där glatt Siech amal gseh, villicht hät er sälber an vorschriftswidrige dicke Ranze. Und so saugrob redet mir Zürcher ou nid, potz huerevürbrännte Cheib! Säb isch dänn doch übertriebe!



Sic transit gloria mundi! In unserm Helvetien sind die Zwingburgen alle gebrochen. Mürrisch blicken ihre geborstenen Türme von manchem steilen Felskegel herab aufs liebliche Tal, und klettert man empor durch den lichten Buchenwald, so hat man ein Bild vor sich vom Wandel der Zeiten. Zerschossen und verstümmelt und herabgestürzt die gewaltigen Mauern, die für alle Ewigkeit errichtet schienen. Tritt man durch eine Bresche ins Innere des Turmes, dann findet man ihn leer. Nicht einmal eine Spur der ausgebrannten Eichenbalken findet sich, nur die Fugen in den klafterdicken Quadern lassen die Etagen erkennen. Wie durch einen ungeheuren Brunnenschacht empor schweift der Blick, und oben durch das Laub wuchernden Mauergerüsts sieht man ein Stücklein blauen Himmels und des Nachts die blinkenden Sterne. Was einst der Schrecken der Unschuld war und die Burg finsterer Tyrannei, ist Quartier für die Vögel der Nacht, und abends hört man das Gurren der wilden Tauben und den Schrei des Käuzchens. Diese gewaltigen Burgen, einst errichtet zum Schutz und Schirm der Schwachen, als Refugium und letzter Zufluchtsort ganzer Talschaften bei brandschatzenden Einfällen fremder Horden, wurden zu Kerkern für das eigene Volk, bis zum Tage, da die Freiheit wider sie aufstand und sie zerbrach, die Freiheit des Volkes, die keiner ungestraft mit Füßen tritt, und wäre er mächtiger als der König von Babylon. Auch unsere Zeit hat die Zwingburgen in Trümmer gelegt und die Kerker zugeschüttet und die Tyrannen gestürzt. Alle? Nein, noch nicht alle. Erst wenn die ganze Welt demokratisch ist, wird sie frei sein. Diktatur ist Diktatur und Tyrannei ist Tyrannei, und jedes autoritäre Regime ist uns Helvetiern ein Gräuel — jedes. Wer 1940 an unserer Seite stand, der Gefahr, dem Verrat, der Mutlosigkeit entgegenzutreten, hat sein Verdienst um unser freies Helvetien, aber dieses Verdienst gibt ihm kein Recht, unsere Demokratie heute an eine andere autoritäre Ideologie zu verraten, und er wird unser Feind ebenso sein, und wir werden ihn ebenso unerbittlich bekämpfen wie die Harusbuben und Fröntler und Lumpen von gestern.

Ugsüfer



Durchs herrliche Stockental und am alten Schloss Wimmis vorbei bummle einmal auf Nebenwegen nach Heustrichbad, lieber Leser. Auch dieses Bad kündet von versunkenen Zeiten. Nicht von Zeiten der Tyrannei, o nein, von herrlichen Zeiten vor der Zeit des dreissigjährigen Torenbuben-Krieges, den wir nun hinter uns haben.

Einst war es weltberühmt, das Heustrichbad. Es war ein Smaragd im strahlenden Kranze unserer Hotellerie. Fürsten und Könige mieteten allsommerlich ganze Etagen, Monate voraus bestellten die Gäste aus aller Herren Länder die Zimmer, sechsspännige Weinfuhren ächzten im Herbst das Tal hinauf, die weiten, gewölbten Keller neu zu füllen. Weit herum im Simmental und bis hinunter nach Thun rollte das Geld des Gastwirts zu Heustrichbad, die Bergbauern auf sieben Stunden hatten guten Absatz für Geflügel und Gemüse und Eier und Obst. Diese Glanzzeiten sind für immer vorbei. Die Könige sind entthront und die Fürsten entmachtet, und die reichen Gäste sind verarmt und verschollen, und das Heustrichbad, wie es früher war, besteht nicht mehr. Es ist abgebrannt, und die hochgewölbten Keller sind mit dem Bauschutt zugeschüttet und ein bescheidenes Ferienhaus ist entstanden, wo einst die mondäne Welt im Park lustwandelte. So ist denn dieses Heustrichbad zu einem Symbol des Wandels der Zeiten auch für unsere Hotellerie geworden. Wir sagen ihr Gutes voraus, aber die alte Klientel wird nicht wiederkehren. Es wird der Mittelstand sein und das Volk und die Arbeiter und eine soziale Gesetzgebung wird dafür sorgen, dass jeder seine Ferien haben wird, und unsere Hotellerie wird dabei ihr Auskommen zu finden wissen.

Darüber denken wir nach auf der Mauer der kleinen Brücke, die zum Heustrichbad hinaufführt durch den Wald und ein altes Simmentaler Froueli gesellt sich zu uns mit einer Hutte auf dem krummen Rücken, und es ist köstlich, sie erzählen zu lassen von alten Zeiten, da es hier «noblicht» zu- und hergegangen sei. Wie da vom Frühling bis zum Herbst zwanzig Musikanten den Gästen «vorgygelet» heigen und wie «¹²Gutschi mit firigen Gigglen» bergan getrabt seien, und der Grossherzog von Hessen habe einen schönen braunen «Bart ghäben» und die «Chinigin vo Wirtibärg» immer einen roten Sonnenschirm. Der Küchenchef sei ein gar «gäbiger Mändl» gewesen, und sie habe immer die halbleeren Gläser Wein austrinken dürfen, wenn sie die Eier gebracht habe und sei oft mit einem «Dirggel heipfoslet». Aber jetzt sei das alles nichts mehr, und ds Nacht sei es unghüürig, und es ginge nie da beim Vernachten durch das Wäldli. Aus den Kellern komme alle Nacht as «Ugsüfer», und schon einmal habe man Kapuziner aus Friburg kommen lassen, aber es

¹² Kutschen mit feurigen Pferden...

traue der Sache notti no nüt, und die Kapuziner müssten nochmals häre, sonst sei man da um das Heustrichbad umen seines Lebens nicht sicher. O sancta simplicitas!

s'wott wider a luschtige Summer gäh

Als ein hoher Bundesrat das Volk der Hirten anwies, den Friedenstag schön still und ohne zur Schau getragene Freude zu feiern, mochte er noch einen weiteren Beweggrund haben, denn jeder Helvetier ist ja irgendwie ein Festlibruder, und die Bundesräte sind das schon von Amtes wegen, denn jetzt bricht ja wieder die Zeit an der hurrapatriotischen Weinseligkeit, und die Heldentaten unserer Altvorderen werden frisch aufgebügelt aus dem Druckli genommen, wie Reliquien, die man im Jahre 1940 schamhaft ins Gänterli sperrte, damit der Süchel da usse nicht vürruckt würde. Ja, mancher steigt jetzt wieder auf die flaggenumwehte Tribüne und preist laut unsere Demokratie, und wir wundern uns, dass er das Reden nicht verlernte in all den Jahren hinter uns liegender Duckmäuserei und Leisetreterei, und wir wundern uns über diese Wandlungsfähigkeit der Überzeugungen, denn hat nicht gerade dieser hohe Herr seinerzeit höchst offiziell bezweifelt, dass die Demokratie die einzig richtige Staatsform sei? Und hat nicht jener hohe Herr sehr verächtlich gesprochen von den von unsern Ahnen mit Blut erkämpften demokratischen Grundrechten, und hat nicht jener dritte hohe Herr unsere Demokratie für ein Linsengericht an seinen Föderativ- und Zünfftlistaat tauschen wollen? So mochte wohl der Bundesrat gefunden haben, es gäbe jetzt wieder genügend einheimische Feste urhelvetischer Provenienz, und die Konkurrenz von so einem blöden Friedensfest sei gar nicht opportun, und die Hirtenknaben sollen ihre Fränkli und ihre Begeisterung und ihre Trinkfestigkeit lieber für ein Schützenfest oder einen eidgenössischen Schwinget sparen, damit man der Welt beweisen könne, dass wir für uns ein Verein sind und uns die andern mit ihren Friedensfesten einen Dreck angingen, und schliesslich habe man ja allgemein auch bei unsern obern Zehntausend gewünscht, dass die cheiben Schwoben ufe Grind bekommen, aber nid z'fescht, nid grad a so unerchannt !

Item. Wir fahren wieder einmal an den Genfersee — er hat's uns einfach angetan, dieser Lac Léman, mit seinen sonnendurchtränkten Rebenhängen. Und an mancher Station künden Fahnen und Musik ein helvetisches Fest. Mit uns im Coupé sitzt ein Altbundesrat und studiert ein vielseitiges Dossier, sicher eine Festrede, und wir wetten, wo er aussteigen werde. Endlich in Nyon glauben wir sicher zu sein, da ist die waadtländische Springkonkurrenz, und am Bahnhof wimmelt es von Kavallerieoffizieren, und schöne Pferde werden von Bedienten über den Bahnhofplatz geführt, und Dragoner reiten vorüber. Aber nein, wieder falsch geraten. Der Herr Altbundesrat steigt erst in Genf aus, denn hier ist irgendeine «Grande fête des carabiniers suisses», und durch die flaggengeschmückte Rue du Montblanc hinab zieht unter den vieltausend Fahnen der Alliierten und Sieger ein anderer

Fahnenwald mit allen eidgenössischen Kantonsfahnen in einem langen Zug unserer Schützen. So kam denn die Friedensbegeisterung unserer lieben compatriotes genevois doch noch einem guteidgenössischen Schützenfeste zugute, und das nennt man wahrlich zwei Fliegen auf einen Schlag klappen. Am andern Tag konnte man dann die Rede aus dem Dossier des Herrn Altbundesrates in allen Zeitungen nachlesen, und sie war gut patriotisch und schwungvoll wie die wippenden Achsen des Zweitklasswagens, und wir haben ja auch gar nicht daran gezweifelt.



Liebst du die endlose Weite, die Puszta, wo fern am Horizont ein strahlender Himmel im Dunst der Ferne die Erde küss, die Provence, wo die Luft flimmert über der Dürre verbrannter unendlicher Felder, die Steppen der Walachei, wo einsam ein einziger Strauch dir Schatten bietet auf viele Meilen, das irische Moor, wo ein Weidenstrunk allein die Monotonie der Sümpfe unterbricht, in deren trüben Lachen sich die blaue Moorblume spiegelt, liebst du das, diese Unendlichkeit, diese Stille, diese Weite — dann kann dir unser Helvetien dafür keinen Ersatz bieten. Aber eine Illusion — die kannst du haben. Fahre dann hinüber nach Kerzers und setz dich an die Böschung einer der Pappelalleen, die das grosse Moos durchqueren, und ignoriere die blaue Kette des Juras, und du wirst den Zauber der Weite geniessen. Schwarz sind die Äcker hier und moorig der Boden, und reich ist heute dieses weite Land und behäbig die schmucken Bauerndörfer, wo noch vor sechzig Jahren Armut und Not und Elend in niedern Strohütten wohnte. Diese Armut hat unser grosser Berner Maler Anker im Bilde der Nachwelt verewigt, drüben in Ins hat er seine Meisterwerke geschaffen, und durch dieses endlose Moos ist er ein Leben lang mit Palette und Pinsel gezogen. Das Verdingkinderelend hat er dem Bernervolk vor Augen geführt, und das ist nun mehr als ein Menschenalter her, und heute noch ist es nicht besser geworden — wir wissen es. Wenn es damals schlimm stand, dann gibt es für jene Zeiten eine Entschuldigung, die Bauern waren arm wie die Kilchenmäuse, heute gibt es dafür überhaupt keine Entschuldigung mehr, denn unsere Berner Bauern sind wohlhabend, ja viele sind reich. Dies bestätigt uns ein freundlicher Mann, der eben auf seinem Velo auf einem Seitenweg zur Pappelallee pedalt und auf unsere Einladung hin neben uns ans Strassenbord sitzt, weil wir vorgeben, die Gegend nicht zu kennen, obgleich wir sie kennen wie unsern Hosensack. Er kennt jedes Dorf und jeden einsamen Hof und weiss genau, wie viel Jucharten sie auf dem grössten Berner Heimet haben, der Anstalt Witzwil, und wie viel auf dem Tannenhof. Und wir wissen auch bald, wie er heisst und was er ist. Nehmen wir an, er heisse Chräjenbühl — er heisst aber wirklich nicht so —, und nehmen wir an, er sei Bankbuchhalter — er ist aber wirklich Bankbuchhalter, auf einer der kleinen Lokalbänken des bernischen Seelandes. Ja, früher, da sei das ein Elend gewesen hier, es sei nicht zum Sagen. Die halbe Gmeind sei auf der Gmeind gsi, und in den Dörfern habe es nur so armselige Lumpenhüttli mit Strohdächern gehabt. Die Bauern seien mit Weidligen durch die Sümpfe gefahren und hätten auf den trockenen Stellen das Schilf abgemäht und als Streue getrocknet, und selten habe einer eine oder zwei Kühe gehabt, fast alles seien Geisseburli gewesen. Heute? Heute wüssten die Bauern nicht wohin mit dem Chlüder. Und sie auf der Bank auch nicht. Niemand wolle mehr Geld, seit Jahren zahlten die Bauern ihre Hypotheken ab, und viele hätten längst nichts mehr abzuzahlen. Wo eine Jucherte Land feil sei, da kämen die Bauern z'scharenweise, und jeder überbiete den andern, und so eine Jucherte gelte vier- bis sechstausend Franken und sogar

noch mehr, und vor vierzig Jahren habe man sie noch für ein paar Napoleon kaufen können und den Sunntighut drzue. Aber je mehr die cheiben Buren verdienten, je gitiger würden sie und seien nie zufrieden mit dem Zeis, den sie auf ihre Sparbüchli erhielten. Drbi sei es afange eine cheibe Kunst für eine Bank, das Geld überhaupt anzulegen, wenn nicht gottlob der Bund so viel Chlüder nötig hätte, die Banken könnten grad vorneweg verlumpen.

O, so gefährlich werde es nicht sein, suche ich den Herrn Chräjenbühl zu beschwichtigen, und schliesslich müssten die Bauern auch gehörig krüppeln, und alles grate nicht immer, und gerade dieses Jahr habe der Frost manches vertüfelt, und Chriesi gebe es keine und Zwetschgen auch nicht, und z'Kernobst werde man auch schnell abgelesen haben.

Aber der Herr Chräjenbühl ist nun einmal im Schwung und taube. Ob's viel gebe oder wenig, den cheiben Buren gehe es geng gut. Wenn's viel gebe, dann gebe es sowieso viel Geld, und wenn's wenig gebe, gebe es grad genau glich viel Geld, denn dann gehe d'War ufe im Priis, und nur die Zwetschgen zu fünfzig Rappen seien erfroren, den fränkigen habe es nichts getan, das sei eine alte Mugge, wenn d'Grossmutter im Gade umeflügi — aber jetzt sei gottlob der Fotelchrieg us, und dann könnten die cheiben Buren ihre Sach selber fressen, dann käme d'Sach wieder aus dem Usland und billig.

So schnell schössen d'Prüssen nid, wende ich ein, und dann gebe es ja jetzt ein Agrarschutzgesetz, und man werde z'Bärn oben schon dafür sorgen, dass die Zölle nicht zu niedrig seien, der Bund müsse seine Schulden auch wieder einmal abzahlen, und schliesslich könne man die Bauern auch nicht grad hocken lassen, sonst komme es auch nicht gut.

Da wolle man dann auch noch dabei sein, trümpft der Herr Chräjenbühl und zwirbelt seinen Schnauz, die Angestellten und Arbeiter hätten ihren letzten Sparbatzen aufbrauchen müssen in diesem Krieg, und die Bauern hätten genug uf d'Siite geraggeret und könnten noch jahrelang vom eigenen Schmutz zehren. Er könnte mir Konti zeigen auf seiner Bank, da hätten Bauern fünfzigtausend Franken Schulden gehabt auf dem Heimet, und jetzt hätten sie so viel Guthaben und keinen Rappen Schulden mehr.

«Hat der Bauer Gold, hat's die ganze Welt» suche ich zu argumentieren, aber der Herr Chräjenbühl lässt das nicht gelten. Das seien die hinterhäbigsten Donnere uf Gottes Erdboden. Er kenne sie. Wenn der Giittüfel einen so richtig packen könne, dann sei es ein Buur. Je mehr sie hätten, je mehr wollten sie.

Und damit verabschiedet sich der Herr Chräjenbühl und radelt die endlose Pappelallee entlang und wird immer kleiner und winziger und entschwindet ganz fern als kleines Pünktlein gegen den blauen Jura hin.

Die alte Schelme

Am gleichen Abend im Zügli hören wir die andere Glocke. Bauern fahren vom Bärner Märit heim, und das Zügli hält auf der kleinen Station des grossen Dorfes, das wir so gut kennen. Um den Kern des Dorfes mit der schönen, alten Kirche und dem gewaltigen Schloss gruppieren sich die Siedlungen neuer Quartiere, und das Gespräch der Bauersmannen springt unvermittelt von den Bärner Märitpreisen über auf ein neues Thema.



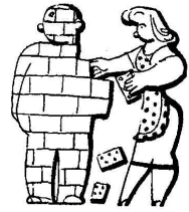
Was da gebaut werde, es nehme einem nur wunder, wer heute noch den Mut habe zu bauen, bei den teuren Preisen, wundert sich einer.

O, das seien doch lauter deren Subventionsbauten, wo der Bund, der Kanton und die Gmeind zuechen müssten, erwidert ein anderer. Früher, wenn einer habe bauen wollen, habe er selbst etwas haben müssen, heute könne sich jeder Glügggicheib ein Einfamilienhaus bauen lassen, und wenn man ihn auf den Grind stellte, würde kein einziges Fränkli aus dem Hosensack fallen. Da müsse eben der Stüürseckel häre. Heute werde mit der grossen Kelle angerichtet, und wer's zahlen müsse, seien die dummen cheiben Stüürzahler. Wo das noch hinausführe, wisse dr Tüfel. Kaum sei so ein Schriibergsell bei der Gmeind angestellt, so müsse ghüratet si, und dann heisse es: Gmeind zahl! Kaum sei er ghüratet, so wolle er ein Hüsli, und kein billiges, und dann heisse es wieder: Gmeind zahl! Da wäre einer ja ein Lölicheib, wenn er noch etwas uf d'Siite tue und erhuse, wie das öppen früher dr Bruuch gsi sigi, das sei doch viel gäbiger, einfach zu heuschen: Gmeind zahl, i wott dieses, Gmeind zahl, i wott äis!

Ja, ja, meint ein dritter — und immer mehr deren Lüt habe man zu futtern. Früher habe man einen Gmeindschriiber gehabt und einen Gmeindkassier und eine Bureaujumpfere, und es sei auch gange. Und jetzt? Jetzt habe man eine neue Gmeindshütte gebaut, und diese und die alte seien voll bis in Dachstock ueche mit Bureaus, und mehr als vierzig Schriiber und Jumpfere seien bei der Gmeind angestellt. Es sei wahr, der alte Gmeindschriiber und dr Gmeindkassier hätten alben einisch etwas in ihren Sack gemacht, und dann hätten sie daraus ein Wäse gemacht und sie zum Teufel gjagt. Aber die seien hundertmal billiger gekommen als die heutige Fröschmulse, wo d'Gmeind z'arme Tage frässe, und man hätte ringer noch die alte Schelme.

Uf Abbruch

Wir Durchschnittshelvetier haben einen grossen Respekt vor dem Geldsack. Bei jeder Sache und Angelegenheit lautet die Frage aller Fragen: „Was isch er? Hät er Gäld?“ und je nach der Auskunft wird der Miteidgenosse eingeschätzt, kommt er zu Amt und Würden und zum Ziel, und seine menschlichen Qualitäten sind oft quantité négligeable. Aber der Respekt vor



dem Geld ist oft ein irgendwie erzwungener, und der kleine Mann rächt sich dafür auf seine Art, und der grosse Mann kann dagegen nicht viel machen. Sitzt da ein älterer, gewichtiger Mann mit gewichtiger Miene mit zwei Buremandli im Zügli grad über den Gang, und aus dem Gespräch kann ich entnehmen, dass er Gmeindrat ist daheim und ein grosses Tier, und das Gespräch zwischen den drei ist von einer gewissen respektvollen Distanz, obgleich sie sich duzen. Die zwei Mandli sind mit allem einverstanden, was der Grosskopfete selbstsicher sagt und meint: „He ja, Gopfried, rächt hesch, sowieso, Gopfried, grad das hani o dänkt, he lue, Gopfried, jitz hesch mers grad usem Muu gnoh.“ Und der Gopfried schaut triumphierend um sich, und wie er aussteigt auf der nächsten Station, sagt er etwas herablassend: „So adie zäme!“ und die Mandli erwidern gar herzlich: „Läb wou, Gopfried, u de gueti Gschäfti, uf Wiederluege! A Gruess de dr Frou.“ Und damit rücken die beiden Mandli ordentlich erleichtert auf den Holzbänken zurecht, schauen dem Gopfried nach zum Fenster hinaus und legen los: Das sig an igebildete dumme Cheib, dä Gödu! Der meine auch, mitem Chlüder sig alls gmacht. Wie der dr Gring stelle, äs chönnt eine meine. Drbi seig er scho i dr Schuel dr dümmscht Nundedie gsi, und im Gmeindrat wüss das Mondchaub z'halb Ziit nid, um was das es eietlich gangi, und häbi nume dr Finger uf, wene Grablache-Hausi auch ufhebi. Aber äbe, settig Esle chömi überall zueche, wener de no chli dümmer sig, wärd är de no Grossrat. Und so as alts Chalb göng noch ein zweitesmal ga hürate, und de so ne jungi. Die habe den doch nur uf Abbruch ghüratet, aber das geschehe dem Möff recht.

Intermezzi

Lieber Herr Künzli! Ihren entrüsteten Protestbrief habe ich erhalten. Aber ich habe doch gar nicht geschrieben, alle Abstinenzler und Rohköstler und Junggesellen seien kleine Schickelgruber — den andern Namen wollen wir von jetzt ab begraben —, ganz im Gegenteil. Jeder soll nach seiner Fassung selig werden, ich wiederhole es. Doch für wen denn lässt der Herrgott die goldenen Reben wachsen und die schönen Mädchen, und trotzdem ich ein grosser Tierfreund bin und es einfach nicht fertig bringe, einmal auf die Jagd zu gehen, rieche ich doch gerne einen Hasenbraten — ja, solch ein Sünder bin ich, und ich bekenne das ohne alle Zerknirschung! Prost! — Das mal mit Süssmost, wir sind ja sehr verträglich untereinander, wir alten Demokraten, vergorene und unvergorene!

Liebes Züseli von Rapperswil! Ja, Ich komme viel an den Zürisee, aber meistens fahre ich auf der andern Seite dure, weil dort die Schnellzüge fahren. Aber ich kann schon einmal über den Damm kommen. Deine Rosenstadt kenne ich und das Polenmuseum und die Ufenau, und der obere Zürisee ist wirklich viel schöner und romantischer als der untere, das weiss ich, und dass es idyllisch ist, im Schilf zu sitzen, kann ich mir denken. Ich werde dann den Gummimantel mitbringen, damit wir drauf hocken können, sonst gibt's gern Rhümatismen. Um elf Uhr musst du zu Hause sein? Das ist schade. Der Mond ist erst von Mitternacht an ganz romantisch. Also, ich komme mal. Aber zersch muss ich noch mit der Rose-Marie um den Neuenburgersee pedalen und mit dem Vreneli vom Thunersee herumgondeln — eis nam angere, wie z'Paris, das isch Ornig. Süschi git's as Gstürm. Also servus, küss die Hand!

Juni 1945



Diesmal, liebe Leserin, verehrter Leser, laden wir dich ein zur Fahrt ins Paradies — ins helvetische Paradies der Pferde, in unsere herrlichen Freiberge. Schon diese Fahrt ist in ihrem letzten Teilstück romantisch, wenn du die Route über Delsberg nimmst, das du mit dem Basler Schnellzug so erstaunlich schnell erreichst. Du wirst nicht verfehlen, die Wald- und Felswildnis der Klus zu bewundern, diese messerscharfen Felssperren, die gleich gewaltigen Ringmauern bis hart an die Birs stossen und das enge Tal sperren. Auch wenn du sie schon hundertmal sahst, diese natürliche Festung wird dich stets neu beeindrucken. Das wäre eines unserer helvetischen Maquis geworden, Tausende solcher Maquis würde es gegeben haben in unserem Helvetien, im Jura, in unsern herrlichen Alpen mit ihren dreitausend Tälern, in unsern vielhundert Chrächen des Emmentals und des Entlebuch — sie würden etwas erlebt haben, wenn sie gekommen wären!

In Glovelier kannst du die Romantik der Dampflokomotive noch geruhsam geniessen. Du hast genügend Zeit, alte Erinnerungen wachzurufen, wenn du hinüberschaust nach Boécourt und die Strasse hinauf, die nach Les Rangiers und der Caquerelle führt. Derweil schneuzt das Dampflockerli wohl siebenmal an dir vorbei und stellt das Zügli zusammen, viele Güterwagen und gerade einen einzigen Personenwagen. Viele jurassische Bäuerlein steigen ein und Arbeiter aus den Uhrenfabriken und Frauen mit Kindern und Hochwürden, der Pfarrer von Saulcy. Er beginnt in seinem Brevier zu lesen, dieweil vier Arbeiter ihm gegenüber und zur Seite einen Karton auf ihre Knie legen und einen Jass klopfen. Endlich ist es soweit, und mit dem Zischen und Pusten längst verklungener Zeiten setzt sich das Zügli in Bewegung und erreicht bald erstaunliche Geschwindigkeiten um die Kurven, nach dem Rütteln und Schütteln zu schliessen. Es gibt da romantische Stationen mitten im Walde, weitab von den Dörfern, zu denen sie gehören und deren Namen sie tragen. Da ist Combe Tabeillon mit seiner Spitzkehre. Das Lockerli hängt ab und schnauzt nach vorn über eine Weiche und auf eine Drehscheibe und kommt zu unserer Verwunderung eifrig pustend auf dem Ausweichgeleise an uns vorbei und hängt sich hinten ans Zügli und stellt mit der grössten Wurstigkeit die ganze Rangordnung auf den Kopf. Was vorher am Schwanz war, ist jetzt an der Spitze, und umgekehrt, nach der Verheissung, „die Letzten werden die ersten sein“ — ja, so geht's oft auch im Leben, und mancher ist jetzt ganz hinten am Schwanz oder überhaupt nicht mehr, der noch vor kurzem an der Spitze war. Es gibt da verlorene Bahnhöfli, eigentlich sind es nur Baracken im einsamen Walde, wie dieses Sceut und dieses St-Brais. Zwei deutsche Soldaten steigen ein, niemand spricht mit ihnen, aber niemand auch belästigt sie, obgleich sie fast herausfordernd ihr eisernes Kreuz an der zerschissenen Uniform tragen. Wir Helvetier sind doch wohlerzogene Leute und verträglich, und es gefällt mir, dass auch die Arbeiter keine Bemerkungen machen, obgleich sie die Kriegsauszeichnungen dieser unfreiwilligen und nicht besonders willkommenen Gäste Helvetiens wohl beachten. Im Grunde genommen sind diese Herren Europas von gestern nur noch arme Teufel, und manchen, der sie heute hemmungslos beschimpft, möchte man fragen: „Ja, wo warst du denn und was sagtest du denn 1940, 1942?“

Fährst du mit dem Abendzügli hinauf nach Montfaucon, dann kommst du gerade noch zeitig genug, beim hochgelegenen Dorf den Sonnenuntergang zu bewundern. Herrlich weitet sich der Blick ins goldene Abendlicht bis weit hinein nach Frankreich und hinüber zu den blauen Vogesen im Dunst der Ferne, und wendest du dich rückwärts, dann geniessest du die wohltuende und erhabene Stille, die auf den tiefdunklen Wäldern und sonnigen Weiden unserer Freiberge ruht. Nur das nahe und ferne Bimmeln unzähliger Glocken lockert diese Stille und lässt sie nur noch eindrücklicher werden, denn zahllos weiden die Kühe und Rinder auf den blumenreichen Auen und — die Pferde. Pferde, Pferde, so weit das Auge streifen mag, Dutzende und Hunderte prächtiger, brauner Stuten mit ihren Fohlen, die

herumtollen um die ruhig grasende Mutter oder noch unbeholfen auf ihren hohen Beinen nachtrotten. Was könnte es Lieblicheres geben als diese herzigen Fohlen, die erstaunt ins Abendlicht blinzeln und uns neugierig betrachten und die nur in den ersten Tagen ihres Lebens scheu sind und ängstlich und bald zutraulich werden und sich gerne im buschigen Kamm kraulen und die Flanken tätscheln lassen.

Unten, bei Les Enfers, ist ein Polenlager, und ein weites Moor ist bereits melioriert und zu fruchtbarem Ackergebiet verwandelt. Tiefschwarz ist die jungfräuliche Moorerde — doch sonderbar, die Bauern sehen diese unbestreitbaren Verbesserungen ihres Gemeindebodens gar nicht gerne. Das mindere alles die öffentliche Weide, „ce n'est pour rien“, belehrt mich ein alter Jurassier, das werde nicht Ackerland bleiben, sie seien Pferde- und Viehzüchter und Milchwirtschaftler und wollten es bleiben. Es gibt da in den freiburgischen Gemeinden halbwegs eine kommunistische Kolchosenwirtschaft. Weite Ländereien gehören der Gemeinde. Jeder kann gegen ganz geringes Entgelt soundso viel Kühe, soundso viel Stuten von einem Stichtage im Frühjahr bis zum ersten Schnee auf diese Weiden treiben. Hier in Les Enfers soll der Weidezins an die Gemeinde acht Franken pro Haupt betragen für das ganze Jahr, und das gebe so viel Geld, dass die Gemeinde keine Steuern erhebe. Andere Gemeinen erhöhen Weideganggelder bis zu vierzig Franken, aber auch dies noch ist ja kein Geld, wenn wir denken, dass ein zweijähriges Fohlen heute seine dreitausend Franken und mehr gilt! Hier ist das schweizerische Pferdeparadies bis hinüber nach Saignelégier und Noirmont und hinunter nach Tramelan und hinüber nach Lajoux und Bellelay. Stundenweit können die Pferde über die Gemeindeweiden und durch die parkähnlichen Wälder streifen, und wochenlang sieht der Bauer nicht nach ihnen. Er weiss aber genau zu jeder Stunde, wo er seine Pferde suchen muss, unter welcher Tanne beim Regen, in welchem Walde zur Nachtzeit, auf welchem Weidegrund am frühen Morgen. Die Pferde und das Vieh haben ihren „Zug“, und alle Abende zur gleichen Zeit kann man sie über die gleiche Wiese, durch das gleiche Waldstück wechseln sehen, eifrig grasend und langsam, Schritt für Schritt dahin ziehend, dann wieder zu einer kurzen Galoppade ausholend und den schwerfälligen Rindern weit vorausstrabend.

Gehe einmal ins Hochtal von Les Reusilles und setze dich unweit der Strasse nach Saignelégier an den Waldrand unter eine der herrlichen Bergtannen mit den weitausladenden Ästen, die bis zum Boden reichen, und zwischen sieben und acht Uhr abends werden die Pferde- und Rinderherden langsam an dir vorüberziehen. Neugierige Fohlen werden zu dir kommen, viele Dutzende, und dich beschnuppern und dann plötzlich den Schweif stellen und wiehernd in das Waldesdunkel traben. Ja, das ist ein paradiesisches Bild des Friedens, das ist eine Symphonie der Herrlichkeit der Schöpfung, und noch lange wirst du zurückdenken an diese liebliche Abendstunde.

In Lajoux ist Jahrmarkt. Fahrende Händler aus Biel und Basel haben ihre Buden entlang der Dorfstrasse aufgeschlagen, und weit her kommen am Nachmittag die jurassischen Bauernfrauen mit ihren Kindern, um einzukaufen. Da ist ein Hutstand, und schmucke Bauerntöchter probieren vor einem Spiegel, den ihnen der eifrige Händler hinhält, und junge Burschen stehen herum und geben ungebeten ihre Ratschläge: „Ah non, Jeannette, pas çui-la, montre voir!“ Und einer nimmt selbst einen Hut und drückt ihn der Jeannette schräg auf die Locken, und sie ist es zufrieden. Nur ein altes Mutterli lässt sich nicht beeinflussen und will absolut ein rotes Halstuch, so sehr der Alte keift, ein silbergraues wäre beaucoup plus joli. „Et moi, je veux le rouge, c'est la grande mode maintenant!“ Abends ist Tanz, und die Bauern lassen etwas liegen, und die Weinflaschen stehen in ganzen Batterien auf den Tischen herum. Schliesslich ist nur zweimal Markt im Jahr in Lajoux, und der einzige Wirt im Dorf hat Erntezeit. Bis drei Uhr früh ist Freinacht, und die jungen Mädchen verfehlen keinen Tanz und tanzen erstaunlich gut, sogar English-Valse und Swing.



Eine Bahnstrecke im Schweizerland hat einen schrecklichen Ruf — unbegründeterweise. Aber alle Hirtenknaben, die viel reisen, vor allem die Kaufleute, haben vor dieser Strecke ein Grausen und meiden sie nach Möglichkeit. Es ist die Strecke Bern—Luzern durchs Emmental-Entlebuch.

Frage einmal solch einen helvetischen Merkur, und er wird dir mit fester Überzeugung behaupten, das sei die langweiligste Linie Helvetiens, und er fahre zehnmal lieber über Olten ga chehre, als durch diese immergleiche Landschaft von bewaldeten Högern und durch dieses immergleiche hundert Kilometer lange Doppeltal. Uns Emmentalern sollen diese Gränni den Hobel usblase. Sie kennen unsere engere Heimat gar nicht oder höchstens die Frässbedli und die vollgehäuften Chacheln mit geschwungner Nidle. Ja, unser Emmental, das ist das Kernstück von Helvetien, und ohne das Emmental wäre der Kanton Bern nur ein Baschter und die ganze Schweiz nur ein Ghudel. Hier wachsen noch die gsunden rotbackigen Burebuebe und die schönen, braunzopfgen, chächchen Buremeitschi, wie sie unser Gotthelf beschrieb. Aber auch die Landschaft ist reizvoll und bezaubernd und phantastisch schön. Gehe doch einmal an die nächste Lüdern-Chilbi oder fahre einmal am Sonntag nach Signau und wandere ins Eggwil und dann seitwärts hinauf die Chrächen gegen den Hohgant. Du wirst staunen, wie vielgestaltig unser Emmental ist und welch romantische Winkel dein Blick dir erschliesst. Gehst du gegen Siehen, so wirst du glauben, du wanderst im Schwarzwald, wo er am schönsten ist. Tief unten liegen die einsamen Heimet zwischen dunklen Tannenwäldern und unter breiten, geruhsamen, dunkelschiefrigen Dächern, deren Trauf fast den Boden berührt, ducken sich die heimeligen

Bauernhäuser, die Schürli und die malerischen Spycher. An steilen Halden weidet das prächtige Vieh, und die Ziegen und Schafe klettern zwischen den wilden Farren, und die ganze Nacht durch ist ein Läuten und Bimmeln über hundert Berge, und wenn der Vollmond aufsteigt über unsern ewig freien und stolzen Flühen, dann wirst du dich hinsetzen ans steile Bord und dem letzten Jauchzer eines fernen Hirten lauschen und ergriffen sein vom tiefen Frieden dieser paradiesischen Welt.

Bei Siehen sind die letzten Bauernhäuser mit elektrischem Licht von einem kleinen Privatwerklein, dem z'halb Zyt der Schnauf ausgeht. Und weiter hinauf und hinüber gegen den Hohgant ist noch die Zeit der heimeligen Petrollampe und der Stallaterne. Da begegnen dir Gotthelfsche Gestalten von jenem alteingesessenen Bauernadel, markante Gesichter, wie sie der alte Gehri malte — hier ist noch das ungeleckte Emmental, wie es vor hundert Jahren war. Die Bauern hierzulande sind mehr Hirten als Landwirte, der Mehranbau ist ihnen zuwider und macht ihnen mehr Mühe an diesen steilen Halden und Börtern als drunten im breiten Tal, und man werde wieder ganz zur Viehzucht zurückkehren, versichert mir der knorrige Bauer, der eben seine genagelten Absätze fest in die stotzige Halde schlägt, um nidsi zu mähen.

Im kleinen Bergpintlein begrüssen sich zwei, ein altes Bäuerlein mit schneeweissem Haar und Kotelettes auf den sonst glatt rasierten, faltigen und sonnengebrannten Wangen und ein altes Fraueli, das aber noch recht gut beieinander ist, und die Begrüssung seitens des Bäuerleins ist von jener ungeschminkten Galanterie, die uns so köstlich berührt: „He, grüess di, Züseli, eh wie ggesch du no guet us! Du bisch doch o nüm hüttigs! Aber du hesch's wie die aute Bränte, du masch o nid gwüeschte, was de-n-autisch!“

Wehe, wenn sie losgelassen



Mit mir Im Coupé sitzen vier flotte Herren in den besten Jahren, aufgeräumt und guter Dinge, und schwärmen von alten Zeiten. Von den Zeiten, da sie die Herren der Landstrasse waren und im 100-Kilometer-Lancé durch Helvetien rasten, mit mindestens siebzig um die Kurven. Jeder weiss da prickelnde Abenteuer zu erzählen, wie manchmal er haarscharf an Tod und Friedhof vorbei sein Steuer im letzten Moment noch herum reissen konnte, und einer bekennt tiefsinnig, ja, manchmal sei man schon vürruckt gfare, es gruuse einem heute noch hingerdry, und wenn einem so ein Glüggicheib mit einem Fordschnapper überholt habe, dann habe man uf a Chnebel drückt und nicht nachegäh, bis man den Spinncheib grad noch vor der Kurve habe schneiden können, er habe aber auch einen „gängigen Siech“ gha, dr Tüfel söll's näh, ihn habe nicht einmal der grösste Cadillac mögen. Ein zweiter erzählt, einmal sei er sieben Wochen z'Brugg im Spital gelegen; er habe sich am Morgen nicht geachtet, dass die Strasse ganz glasig

gewesen sei von einem Nachtfrost und natürlich auch schon usserhalb dem Stedtle hundert „druffe“ gha. Da sei nach einer Kurve plötzlich so ein Chalb von einem Längholzfuehrme z'mitts uf der Strass vor ihm gsi, und är natürlich dr chly Gang inne u brämset wie Tüfu, und hai, sei ihm der Schlitten underem Füdle wäg grad über ds Bord uus u ane Boum häre, är heig's nume no ghört chräschle u schärbele und syg ersch z'mondrisch am Abe miteme vürbungene Gring im Spital erwachet. Von da an sei er eine Zytlang zahme gsi, aber nicht lang, es sei eifach as cheibe Züüg, weme im Chare inne hocki, so syg's grad, wie we dr Tüfu eim gusleti, und es gäb halt nüt Schöners, als es so richtig la z'zybe. Dann wechseln sie auf ein lieblicheres Nebengebiet des Autofahrens, und es ist höchst amüsan, sie nicht mehr von verbungene Gringe und dem Spital berichten zu hören, sondern vom „Schmuuse“. Ja, so mit dem Auto, da sei das Nebenusschmuuse gar kein Problem gsi. Da habe es etwa überall so „glatti Chatze“ gha, wo man nur langsam an den Trottoirrand die Kupplung habe schliffen lassen, dann ds Schybli abegörgelet: „Eh, Fröilein, weit dr scho hei? Wei mir nid no as Fährtle ga mache, i laden-ech y!“ Ja, da habe man nicht lange ein Gschtürm gehabt mit dem Nachtportier, ob man d'Frou auch eintragen müsse, da habe man's a chly nebenaus ghoue, und am Züriberg oben und am Uetliberg und auf der langen Strecke gegen Lenzburg und z'Bärn im Bremer habe es so gäbige Syteträssli und da seien oft die Autos bis um drei Uhr z'Nacht gestanden wie an einer Zylete — mit dem nötigen Abstand natürlich. Ja, das seien noch Zyte gsi! Aber einmal sei ihm ein Saublöder passiert. Da habe er z'Züri am Limmatquai, grad wo d'Wirtschaften aus gsi syge, eine anghaue, ganz a flotti, und die sei gleich einverstanden gewesen, und är, nid fuul, heig's gegen den Züriberg hinauf ghoue. Da habe ihn die plötzlich am Arm gnoh: „Jesses, dr Ma chunt hingernache!“ Er habe in den Rückspiegel geschaut, und richtig sei immer einer hinter ihm hergefahren auf gleichen Abstand. Er habe auf den Chnebel drückt und Vollgas gä, aber der Donner sei ihm immer hintendran gsi. So sei das gegangen über die Forch bis auf Oetwil, da sei der hintendran plötzlich seitlich ab, und sie habe gesagt: „Eh gottlob, as isch ne doch nid gsi“. Aber jetzt müsse sie sofort heim. Es sei einfach nüt z'mache gsi mit dem „Cheibli“, sie habe gedroht, sie schlage ihm alle Scheiben ein, wenn er nicht sofort umkehre, und är Lölischeib habe sich nicht anders z'hälfe gwüsst, als hantli wieder gegen Züri abe z'fahre und habe zwanzig Liter Benzin für nüt vürcharet. Der Frau daheim habe er dann erzählt, er habe eine Panne gehabt nebenus, und där cheibe Chare heig eifach nümme wölle, aber dr Tüüfel söll's näh, är hätte nicht gewusst, was zämelüge, wenn er mit kaputten Scheiben heimgekommen wäre. Er könne einfach sys Froueli nicht anlügen. Wenn's ihm in d'Ouge luegt, da wärd är grad rot wie ein Schulbueb. So kleine Notlügen, das schon, da achte es sich weiter nicht, aber sonst habe sie es immer sofort dusse, wenn etwas gange syg.

Ho, meint ein Dritter, solche Sachen seien ihm oft passiert. Mit dem Zugfahren sei das lange nicht so ring zu „türggen“, da seien immer ein paar, die einem kennten. Aber jetzt

komme ja dann bald wieder die Zeit, wo man den Schlitten könne führen, und er freue sich schon lange darauf.

Ja, ja, bald sind die Zeiten der ruhigen Strassen wohl für immer vorbei. War das nicht das einzige begrüssenswerte Idyll, das dieser hinter uns liegende Krieg während fünf Jahren schuf, die ungefährlichen, gemütlichen Strassen?

Juli 1945

Helvetische Nomaden



Was ist schöner, das steile Morcote mit seinen Arkaden am sonnigen Quai und seiner Kirche hoch oben am Fels und seinem weltberühmten Campo Santo — oder Gandria, das viel besungene? Und was ist imposanter — der dunkle San Salvatore oder der helle Monte Brè? Bewundere sie zur Nachtzeit von Breganzona aus, da gleichen sie sich wie zwei Brüder, und jeder hat eine goldene Kette, das Strahlenband der hundert Lichter der Bergbahnen. Verlassen liegt Campione an seinem verlassenen Strand, das berühmte und berüchtigte Spielkasino ist geschlossen, und gelangweilt schaut ein einziger Carabinieri nach den wenigen Leuten, die über die Schiffsbrücke auf die Quaimauer klettern. Still und verlassen auch die Strandpromenaden dieses kleinen Stücks des grossen Italiens, das schwere Zeiten hinter sich und leider auch noch vor sich hat.

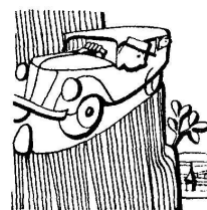
Die meisten Helvetier kennen nur die Seen unseres Sonnenlandes ennet den Bergen Lugano, Locarno und etwa noch das Centovalli. Aber bist du jemals das Maggiatal hinaufgewandert, ganz hinauf bis nach Bignasco und Fusio und ins verlassene Seitental von Bovana? Kennst du die herrlichen Kastanienwälder von Rivera-Bironico und am Ceneri und das malerische Bedretto? Weissst du auch, dass du ohne alle Mühe ins Bündnerland fahren und gehen kannst — ins Misox? In Bellinzona wirst du dir wohl Musse nehmen, die drei Zwingburgen Uri, Schwyz und Unterwalden zu besuchen, wo unsere Urschweizer Demokraten ihre demokratiewidrigen Landvögte während Jahrhunderten residieren liessen, dann aber beeile dich, in die Stadt hinab zu steigen zum kleinen Bahnhöfli der Mesoccobahn. Sie entführt dich drei Stationen weiter bereits in den Kanton Graubünden, und du möchtest es kaum glauben. Alles spricht italienisch bis hinauf nach dem Pian San Giacomo. Üppig und reich ist erst dieses fruchtbare Tal, hoch steht der Mais, und schwer behangen neigen sich die Reben. Dreissig Kilometer geht's talaufwärts über viele romantische Stationen mit romantischen Namen bis nach Soazza. Hier ändert sich das Bild. Die Reben sind zurückgeblieben. Weiden und Wälder und steile Felsen, über die der Sturzbach nieder braust und im Talgrund Geschiebe und Geröll und wenig mageres Land. Viele zerbrochene Burgen schauen düster von ihren Felskegeln. Sie trugen die Wachtfeuer

in alten Zeiten bis hinauf zur gewaltigen Burg von Misox, die mit mächtigen Ringmauern und geborstenen Wehrtürmen das Tal gegen Splügen sperrt. Herrlich ist die Bergwelt von San Giacomo, nur die Polen im Lager hier oben finden sie schrecklich. Doch wenn wir ihnen sagen, welchen Widerstand sie hätten leisten können in jenem verhängnisvollen September 1939, hätten sie solche Berge gehabt bei Kattowice, bei Radomsko, bei Gdingen, so werden sie nachdenklich.

Die Misoxer Bauern sind Nomaden. Mit dem Heuet ziehen sie mit Vieh und Kind und Kegel immer höher von Maiensäss zu Maiensäss, und zuoberst angelangt, beginnen sie im Herbst gleich mit der Winterfütterung. Sind die obersten Heustadel leergefressen, so geht's tiefer hinab, schon im Schnee, und um Weihnachten herum erst sind sie wieder auf dem hochgelegenen Pian San Giacomo. Mitte Februar kehren sie heim in ihr Dorf. Es soll da Bergbauern geben, die zwanzig Jucharten haben in hundertachtzig Parzellen, die kleinsten nur einige Quadratmeter gross. Der Güterzusammenlegung widersetzen sie sich mit stockkonservativer Einsichtslosigkeit und erbeilen und bauern weiter auf die mühsamste Art der Welt. Sie sind gute Patrioten und gute Bündner. Ihre Grossräte haben einen weiten Weg zur Sitzung nach Chur, sie müssen über Thalwil zur Session fahren.

August 1945

Das Wallis kennst du nicht, wenn du nicht seine Seitentäler kennst, das Saas-Tal, das Nicolai-Tal bis hinauf an den Fuss des stolzesten aller Berge, das Turtmann-Tal, das Eifisch-Tal, das Val d'Hermens, romantisch und unverdorben alle im Vergleich zu den kulturüberdeckten, sonnigen Halden des mondänen Montana.



Kühn steigt die schmale Strasse in ihren Kehren und Schleifen bergan und an schaurigen Abstürzen vorbei auf dem Felsband hin an der senkrechten Wand und durch die Tunnels und Felsgalerien von Pontis. Hier walten unbekannte und ungenannte Helden der Arbeit und des Alltags ihres schweren und verantwortungsbeladenen Amtes — die Bergpostchauffeure. Wir bewundern immer wieder und mit Recht die Verlässlichkeit und ruhige Sicherheit unserer Bahnen —, aber es gibt gleichsam eine Kulmination alltäglicher höchster Pflichterfüllung: den Chauffeur der Alpenpost. Einen der grossen Cars täglich drei- und viermal diese halsbrecherische Strasse hinauf- und hinabzusteuern, braucht selbstsichere, innerlich disziplinierte, kaltblütige und bis in die Viertelssekunde pflichtbewusste und verantwortungsbereite Männer. Mit selbstverständlichem Anspruch auf sichere Fahrt besteigen in diesem herrlichen Sommer jeden Tag Tausende die hellgelben Postwagen und denken gar nicht daran, dass der Mann da vorn am Steuer sie in kurzen anderthalb Stunden wohl zwanzigmal am lauernden Tod sicher vorbeisteuert, und dass von seiner minuziösen Beherrschung von Maschine und Nerven ihrer aller Leben abhängt. Sie

denken gar nicht daran, diesem wirklichen zeitweiligen Führer ihres Lebens dankbar die Hand zu drücken, wenn sie in Grimentz, in St-Luc und vielen hundert unserer Gebirgspoststellen heil und gesund dem Wagen entsteigen. Sie stehen ungeduldig herum, bis sie ihre Koffer und Rucksäcke zusammenpacken können, um eifertig und grusslos dem Lunch im Berghotel oder dem Picknick am Saume des Lärchenwaldes zuzustreben.

Also, diesmal sollst du mit uns ins Eifischtal wandern, lieber Leser, ins sagenumspinnene, ins romantische, ins unverdorbene Val d'Anniviers. Erst um die Jahrhundertwende wurde dieses so wilde und so liebliche Tal dem „Fremdenverkehr“ erschlossen und die ersten Hotelkästen neben die holzrinden- und schieferbedachten, tiefbraunen Hütten des Walliser Dörfchens gesetzt.

Die Anniviarden sind Nomaden wie die Misoixer. Sie sind — wie erstaunlich — Winzer und Bergbauern und Hirten zugleich. Auf zweitausend Meter noch, wo die Lärchenwälder sich lichten und eisig kalt der Bergbach vom Gletscher niederbraust, am steilen Hang hart über dem Abgrund säen sie ihren Roggen und setzen ihre Kartoffeln in die dünne Erdschicht und haben ihre sorgsam umhegten Gemüseplätze — unten im breiten Rhônetal, auf den sonnigen Hügeln von Chippis und Siders und Granges betreuen sie ihre Weinberge und Reben. Zwei Heimstätten hat jeder Anniviarde, droben im Bergdorf von Chandolin, St-Luc, Vissoie, Zinal, Grimentz und Pinsec, drunten im Rebland von Muraz, Glarey, Villa, Zervettaz und Borsuat. Viermal im Jahre wandern sie mit Kind und Kegel, mit Maultier, Kuh und Ziege, eine lange Prozession hinab ins Tal, hinauf ins Bergdorf. Weihnachten und Neujahr feiern sie oben, doch sind nur wenige Männer im Dorf, sie sind mit dem Vieh in den Maiensässen, erst Ende Jänner, wenn dort das Heu verfüttert ist, kehren sie zu Frau und Kind ins Dorf zurück. Im März beginnt die grosse Wanderung hinab ins Rebenland. Noch liegt hier oben hoch der Schnee, da werden die kleinen Maultierkarren bepackt und obenauf sitzen Frauen und Kinder. Voran schreitet Hochwürden in seiner ältesten Soutane, das Brevier in der Hand, dann folgt das ganze Dorf, der Bauer treibt das Maultier, hinter dem Karren folgen seine paar schwarzbraunen Walliser Kühlein und die vielen Geissen und Schafe. Um Ostern herum, wenn die Frühjahrsarbeit in den Reben besorgt ist und der Schnee schmilzt an den hochgelegenen Bergweiden im Eifischtal, geht's wieder hinauf ins Bergdorf. Doch viele Männer bleiben unten in den Weinbergen, und die schwere Arbeit des Bergheuets und der Ernte liegt auf den schmalen Schultern der Frau. Dazu der Haushalt und der Stall und das Holzen — die Anniviarde lebt ein hartes Leben der Mühsal und der Plage, in das der Sonntag und die kirchlichen Feiertage einzig die notwendigste Ausspannung bringen. Im Herbst, wenn schon der Bergwinter sich ankündigt, geht's nochmals hinunter zur Weinlese, und dann ein letztes Mal hinauf ins winterliche Dorf.

Gastfreundlich ist der Anniviarde. Seine Empfangsstube ist der kleine, gewölbte Weinkeller: „Venez prendre un verre.“ Hier, im Weinkeller um das Fass herum stehend, wird



politisiert, werden Wahlen und Gemeindeangelegenheiten besprochen, werden die Kandidaten bestimmt, und erstaunlich ist die freie Redekunst dieser einfachen Bergbauern. Mancher Parlamentarier könnte bei ihnen in die Schule gehen. Bei der langen Arbeit, auf dem stundenweiten Weg mit dem Mulet haben sie Zeit, sich eine Rede zurecht zu denken, und dann meditieren sie in der Einsamkeit von Bergwald und Weide.

Bist du hier oben in St-Luc, dann darfst du nicht verfehlen, zum höchstgelegenen, ganzjährlich bewohnten Schweizer Dorf hinaufzuklettern — nach Chandolin. Es liegt betreut von seinem Kirchlein mit dem steilen Glockenturm, wie hingestreut an der steilen Lehne des Illhorns. Noch hier oben, auf 2000 Metern, findet man, Aeckerlein an Aeckerlein, Roggen-, Weizen- und Gerstenfelder, Kartoffeln und Gemüse, und jeder Fussbreit Boden ist bebaut. Willst du ein seltsames Erlebnis haben und einen unvergesslichen Eindruck von der Wildheit unserer Berge, dann gehe noch eine Stunde bergwärts hinauf durch den Lärchenwald, der hier bis auf 2400 Meter ansteigt und ganz unvermittelt gelangst du an den Rand eines schaurigen Abgrundes, wie du ihn nirgends sonst findest, in den Alpen nicht und nicht im Wilden Karst und in den Karpaten, wie er einzig ist in diesem Ausmass in Europa und wohl in der ganzen Welt. Du darfst aber nicht schwindlig sein. Ganz unvermittelt trittst du an den Rand des dichten Lärchenwaldes, dieser Wald hört ganz einfach plötzlich auf, und zu deinen Füßen gähnt der grausigste Absturz der Erde. 2000 Meter tief geht's senkrecht hinab, und du starrst in diesen drei Kilometer weiten Kessel, in diese Wüste aus Stein und Fels und Geröll, in der kein Strauch, kein Grashalm wächst, wo ständiger Steinschlag und Felssturz Niemandsländ schuf, durch das kein Wild und kein Vogel streift. Einmal wird auch dieser Rand mit den fest verwurzelten äussersten Lärchen, an die du dich klammerst, polternd hinunterstürzen in das Nichts.

Es gibt da bezaubernde Waldwege hinüber und hinunter nach Ayer. Eine Bisse, eine der berühmten Walliser Wasserleitungen, gibt dir lange das Geleite und führt sanft und fast ohne Gefälle dem steilen Hang entlang. Hier, im Eifischtal, findest du noch Walliser Dörfer von bezaubernder Unverdorbenheit; durch keinen modernen Hotelkasten verunziert. Das eigensinnigste und eigenartigste von allen ist wohl Pinsec. Hier müssen sie die Hühner spitzen und die Ziegen anseilen, so verwegen ist es hingebaut auf einen schmalen Rücken, lang und spitz, an den Berg gleichsam hingeschmissen, kühn und frech wie eine Schnudernase. Nur zwanzig Häuschen mag es zählen und ebenso viele Schoberlein und hat doch ein Oberdorf, ein Mitteldorf, ein Unterdorf — le paradis, le ciel et l'enfer; das Paradies über dem Bergsträsslein, der Himmel am Weg und die Hölle untenaus bis hart an den Abgrund. Kleine herzige Kinder spielen und tollen mit selbstverständlicher Sicherheit zwischen den braunen Häuschen und am schmalen Grasband hin, und wie ihre Geissen springen sie von Stein zu Stein.

Wenn man unser Helvetien beschreibt, darf man nicht mit Superlativen um sich werfen; unser Land ist an Naturschönheiten dazu viel zu reich, und was du heute als das Schönste vom Schönsten beschreibst, wird morgen durch Schöneres überstrahlt. Wir wollen nicht behaupten, das Eifischtal sei das unüberbietbar herrlichste, aber es ist eines der schönsten Täler der Schweiz und damit der Welt, und an seine Mannigfaltigkeit und an den Reichtum der gebotenen Aspekte reichen nur wenige heran. Wer das Val d'Anniviers durchwandert, begreift, dass so viele dem Wallis verfallen für ihr Leben und dass es für sie das non plus ultra landschaftlicher Erhabenheit bleibt.

Undiplomatisches Intermezzo



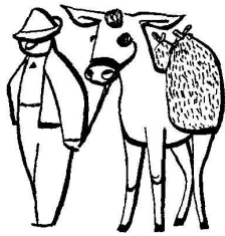
Lieber Herr Butzli oder Chutzli oder Hutzli — Sie schreiben aber auch vürflucht unleserlich. Also, Sie sind auch Autofahrer und mein vorletzter Reisebericht hat Ihnen einen höllischen Krach von der Frau Gemahlin eingetragen, weil Sie früher auch oft spät mit dem Auto heimgekommen seien. Sie verbitten sich das. Sie seien immer anständig gefahren und das Nebenusschmuuse hätten Sie nie betrieben, wenigstens nicht berufsmässig und höchstens zwei- oder dreimal, aber ganz harmlos — mit einer Kundin. Das sei eine Gemeinheit, Sie so hinstellen deswegen, und Sie möchten untersuchen, was für ein glatter Siech ich sei und ob ich im Balkan unten nicht auch etwa nebenusgschmuuset habe. Lieber Herr Butzli-Hutzli-Chutzli! Das tut mir wirklich leid, dass Sie wegen meinem harmlosen Reisebericht solche Unannehmlichkeiten hatten, unschuldigerweise! Sie haben vergessen, Ihre Adresse beizufügen. Ich komme gerne zu Ihnen, um Ihrer Frau Gemahlin zu erklären, das sei dumms cheibe Züg, Sie seien damit gar nicht gemeint gewesen. Ihre Vermutung, ich hätte im Balkan wohl auch nebenusgschmuuset, stimmt schon, aber das gehört dort unten zur Gastfreundschaft, und niemand schaut deswegen näbenum. Sagen Sie Ihrer Frau Gemahlin, sie solle sich beruhigen, gegen die Ungarn und Rumänen und Südtaliener seien wir Hirtenknaben punkto Schmuuse, nur Wegglibueben. Alles Gute und einen Handkuss der Frau Gemahlin.

Liebe Frau Josephine vo Züri. Nein, von den vier Autofahrern hatte keiner eine dunkle Brille mit heller Hornfassung. Ihr Herr Gemahl war bestimmt nicht dabei, uf Ehr u Gwüsse nid. Ich erinnere mich ganz genau, kein einziger hatte eine Glatze — im Gegenteil, bürstendicke Haare hatten sie, das weiss ich dann noch ganz sicher. Wenn ich nach Züri komme, wollen Sie das Photo mitbringen. Aber das wird ganz unnötig sein — as isch ne eifach nid! Also: Küssdiehand!



Unsere Reise durch Helvetien geht bald zu Ende, der Krieg ist endgültig vorbei, bald werden die Grenzen wieder offen stehen, die Ferne lockt, und wir spüren jenen Sprutz Zigeunerblut, den wir nicht verleugnen. Trotzdem möchten wir uns diesmal noch nicht so rasch von unserem schönen Wallis verabschieden, und laden dich ein, lieber Leser, deine gut genagelten Bergschuhe anzuziehen und mit uns hinaufzusteigen auf die Alp Tounot. Hier wirst du etwas Ausserordentliches sehen, etwas eigentlich Unhelvetisches, ein Stück Afrika oder Asien möchtest du glauben, wenn nicht die Walliser Viertausender in der Runde die Szenerie umstünden. Hundert Stück Vieh weiden auf dieser Alp am Fusse der zackigen Gräte des Mont Tounot, drei Sennen und zwei Hüterbuben betreuen sie. Das Vieh ist klein und schwarzfellig oder schokoladebraun, die Hirten sehen aus wie gutmütige Vaganten, ungepflegt und stoppelbärtig, die Hüterbuben sind flink, altklug und helläugig. Trittst du aus dem flutenden Sonnenlicht in die Alphütte, umfängt dich erst jene sanfte Dunkelheit des fensterlosen Raums. Vor tausend Jahren war es so, vor hundert Jahren war es so, in hundert Jahren wird es noch so sein. Da ist die Feuerstelle, eine Vertiefung im Fels. Darüber der drehbare Galgen mit dem Käskessi, in jener Ecke die zweistöckige Schlafstatt aus groben Balken, ein paar Laden und wenig Stroh, das ist alles. Russig und schwarz und mit der Patina der Jahrhunderte überzogen die Wände, die Deckbalken, die Schlafstatt, die Felsblöcke. Aber das alles ist noch nichts Besonderes, nichts Afrikanisches und nichts Asiatisches, eher eine alte Räuberhöhle in den Abruzzen. Afrikanisch ist der Kral. Eine halbhohe Drehtüre führt hinüber. Mächtige, runde Säulen aus kalkverbundenen Quadern stützen ein unregelmässiges, teilweise baufälliges Dach, das die vordere Hälfte des Kral schützt gegen Regen, Wind und Schnee. Im Kral steht die Herde, denn die Zeit zum Melken ist da. Scheinbar wahllos gehen die drei Sennen mit umgebundenem Melkstuhl von Kuh zu Kuh und ziehen die wenige, würzige Alpenmilch in ein Holzkessi. Sie kennen jede einzelne Kuh, und immer die vom gleichen Besitzer werden zusammen ins gleiche Kessi gemolken, das dann der eine Hüterbub zur Waage trägt. Hier oben leben sie, die Sennen mit ihren Buben, einen ganzen Sommer lang, ohne elektrisches Licht, ohne Radio, ohne Telefon, ohne Frauen, ohne Wein und — so glauben wir — ohne Sorgen. Milch, Käse, steinhartes Walliser Brot — davon leben sie. Die Arbeit ist hart — jeder hat seine dreissig Kühe zu melken, und alle Tage sind drei, vier Walliser Bergkäse zu machen, und das Vieh ist zweimal täglich bei Wetter und Wind zum Melken auf der weiten Alp zusammen und in den Kral zu treiben. Ihr Lohn ist gering, aber — ich beneide sie.

Ich und der Hiaho



Du findest das sicher unhöflich, lieber Leser, sich selbst voranzusetzen. Aber schliesslich ist der Hiaho ein Esel, und von mir ist das noch keineswegs erwiesen. Ein ganzer Esel ist zwar der Hiaho auch wieder nicht, nur ein Halbesel — ein Walliser Mulet. Ein eidgenössischer Postesel. Alle Tage geht er zweimal hinauf auf zweieinhalbtausend Meter zum Berghotel, schwer beladen mit hundert Kilo Postsäcken, Kofferchen, Fressalien und Suffalien, mit Oberlast und zwei Seitenlasten. Ob ich ohnehin dort hinauf wolle, und ob ich für diesmal den Esel mitnähme, fragt mich der Bergbriefträger, denn er hätte Dringendes zu besorgen im Tal. Ich gehe ohnehin hinauf und bin einverstanden. Als alter Säumer vom Gotthard weiss ich mit Eseln und Halbeseln umzugehen. Ich solle ihn fleissig treiben und ihm eins mit dem Zwisel aufhauen, wenn er stehen bleiben und fressen wolle. Ich nicke zustimmend, aber mir wird das nicht einfallen. Erstens möchte ich keine Photographie von einem Hufeisen am Grind, zweitens haue ich überhaupt kein Tier, und drittens soll von mir aus der Hiaho unterwegs soviel fressen, als er Lust hat, mir soll's recht sein, ich bin nicht so verbeuschigt. Hü Hiaho! Hiaho heisst er gar nicht, ich sage ihm nur so. Bei mir müssen alle Tiere Namen haben, das ist persönlicher und gibt seelischen Kontakt. Sicher trippelt Hiaho mit seiner schweren Last den steilen und steinigen und schmalen Pfad bergan und hat bald heraus, dass da ein anderer Muletier hinter ihm her tritt. Er nimmt im Vorbeigehen ein Maul voll Gras und schielt nach hinten, und wie ihm nichts geschieht, nimmt er wieder ein Maul voll und schielt nach hinten, und weiter oben wird er schon frecher und bleibt stehen und rauft nach Herzenslust das würzige Alpengras zu beiden Seiten, und ich hocke mich auf einen Felsblock und lasse die Beine über den Abgrund plumpen und bewundere die herrliche Fernsicht, und wir zwei verstehen uns gut. Dann besinnt sich Hiaho auf sein Pflichtenheft als eidgenössischer Postesel und nimmt einen Anlauf von hundert Schritt, und ich folge seinen Hufstapfen. Hiaho scheint's aber nicht fahrplanmässig zu nehmen, seine Halte werden länger und die Anläufe bergan kürzer, und ich beginne zart zu mahnen: „So, jitz tät's es de, Schatzeli, hou's wieder a Bitz!“ Aber Hiaho versteht nicht Bärndütsch. „Allez, mon vieux, va toujours, bijou!“ Doch dem Hiaho pressiert's auch auf wälsch nicht, und mir eigentlich auch nicht, was geht mich schon der Fahrplan der eidgenössischen Post an! Jetzt kommt der Bergwald, und da wird's sowieso aus sein mit dem Weiden. Habe ich eine Ahnung, was so ein eidgenössischer Postesel alles zusammenfrisst! Im Wald hat's Heidelbeeren und Alpenrosen und Farren und Bergdisteln. Alles putzt er zusammen, der Sakra! „Allez, en avant, m'sieur!“. Sicher geht er auf dem schmalen Geissensteg und exakt zirkelt er mit seinen breiten Seitenlasten zwischen Lärchenstämmen und Felsblöcken durch, ohne einmal anzustossen, meist ganz auf dem äussersten Rand, wo es gleich neben dem Huf bolzgredi dem Tüüfel zu hinuntergeht. Nun

haben wir schon die fahrplanmässige Postzeit von zwei Stunden hinter uns und erst den halben Weg. „Hü, Hiaho, süsch chünde se nis!“ Endlich scheint er satt zu sein, und rüstig geht es ohne weitem Halt bergan, und wir erreichen die Waldgrenze. Die obere Alpweiden sind felsig und steinig und mager, und Hiahos voller Bauch sehnt sich nicht mehr nach diesem schmalen Kruppzeug. So sind wir endlich oben. Über den neuen Pösteler sind sie im Berghotel höchst verwundert und scheinen die anderthalb Stunden Verspätung mir in die Schuhe zu schieben. Der Gerechte muss viel leiden. Aber in diesem Falle habe ich nichts dagegen und begiesse meine erste postalische Amtszeit mit einem Dreier Fendant auf der prächtigen Hotelterrasse, derweil Koch und Portier abbasten und leere Flaschen auf den Sattel meines Hiaho schnallen, zwei Harasse zu je dreissig Stück. Was die zusammentrinken da droben, und wir müssen das hinaufbuckeln! Ungerecht verteilt ist das in dieser schönen Welt!

So, Hiaho, nun geht's nidsi. Aber nicht den gleichen Weg! Man muss diese bucklige Welt von allen Seiten besehen. Hiaho ist zwar zuerst nicht einverstanden, aber diesmal befehle ich — sehr zur Verwunderung des Kochs und des Portiers, die uns nachrufen und winken: „Non par là, non par là!“ Sollen sie rufen und winken, alle Wege führen nach Rom, und irgendwie kommen wir auf dieser Seite auch hinab! Wenn Hiaho über einen Absatz vorsichtig hinuntersetzt, klingeln die sechzig leeren Flaschen. Gemeinheit das, einem lauter leere Flaschen mitzugeben! Das ist aber ein verflucht kitzlicher Weg, den wir uns da ausgesucht haben, das heisst, den ich erzwängt gegen alle Weisheit eines erfahrenen Bergesels und eines eingeweihten Kochs und eines noch kundigeren Portiers! Aber das gäbe uns nun das Puntenöri nicht zu, nochmals zum Hotel hinaufzuklettern. Vorsichtig, Schritt vor Schritt, hüpfte Hiaho über die glitschigen Platten und Absätze, und manchmal geht's ganz steil hinab und hart am Abgrund hin. Was kostet so ein eidgenössischer Postesel, wenn's da überuus ginge? Dreitausend Franken mindestens. „Attention, Hiaho — lauf doch nid geng z'usserisch, du Esel, häb ine, häb ine!“ Aber Hiaho weiss es besser. Manchmal bröckelt der Rand unter einem Hinterhuf, mir jagt es jedesmal heiss und kalt den Buckel hinauf, aber Hiaho geht auf drei Beinen immer noch sicherer als mancher nach dem letzten Dreier am zwölfi auf seinen Zweien über den Aargauerstalden. Die sechzig leeren Flaschen schlottern vor Angst, wenn's im Bergwald über einen Baumstamm geht. Aber Hiaho tut das so sicher und vorsichtig, und haarscharf zirkelt er zwischen den Engpässen durch wie die Postchauffeure durch die Tunnel von Pontis. Endlich sind wir hinunter die Alp und hinab durch den Bergwald und gemächlich geht's nun ein gäbiges, weiches Viehweglein nidsi über die untern Weiden. Nur noch einmal wird's kitzlig. Über ein lumpiges Brücklein über den brausenden Bergbach. Ich hocke mich ab und sende ein Stossgebet zum Himmel, derweil Hiaho mit der schnudrigsten Gleichgültigkeit über die zwei Balken trippelt. Gottlob, nun haben wir's geschafft, nun kommt das Bergsträsslein und führt sicher in vielen Kehren hinab

zum Dorf, und Hiaho hat's nun plötzlich eilig wie nie zuvor, und ich muss ordentlich die Länge fürenäh, um ihm zu folgen. Wo er seinen Stall hat, weiss ich nicht; aber er wird's schon wissen. Und richtig, beim Kirchlein haut er's links ab, und eine alte Walliser Frau erscheint auf einem Läublein und begrüsst uns: „A vous voilà, M'sieur, on avait déjà peur. Merci mille fois!“ Auf den Abend werde ich zu einer Raclette-Partie eingeladen im Weinkeller und werde dem Hiaho ein halbes Brot mitbringen und wenn ich's stehlen gehn muss!

Dr Leonardo

Nicht wahr, lieber Miteidgenosse, du hast dir auch schon irgendwo, irgendwann und so du viel reisest über den andern Tag am Hauptbahnhof in Zürich oder Lausanne oder Basel die Beine in den Bauch gestanden und mit urhelvetischer Geduld vor einer der immer besetzten Telephonkabinen gewartet, bis drinnen im Glaskasten ein sympathischer Zeitgenosse oder — was schlimmer ist — eine Zeitgenossin ihre siebenmal drei Minuten heruntergeschwätzt hat. Wenn die Leute nur wüssten, wie blöd und unvorteilhaft sie aussehen, wenn sie in so einem Schwitzkasten sprechen und gestikulieren und lachen oder finstere Grimassen schneiden, gleichsam als stumme Marionetten, und wenn sie erst wüssten, was du alles ihnen freundeidgenössisch an den Hals wünschst — dass ihnen eine Atombombe in den Kasten fahre mindestens. Item, das hast du schon selbst erlebt, siebenmal siebenzimal. Aber das ist gar nichts gegen hier oben in diesem Walliser Bergkaff. Da gibt es nur ein Telephon im Postbüro, im Vorraum notabene und ohne Kabine, und ich sage dir, zuhören zu müssen ist noch verflüechter als dem stummen Marionettenspiel beizuwohnen. Von den Chalet-Feriengästen eine Stunde in der Runde wird ab sechs Uhr abends, wenn die Telephonverwaltung ein Einsehen hat und die teuren Taxen billiger werden, dieser kostbare Anschluss an die Welt belagert wie die Primadonna nach der Premiere in der Kleinstadt. Diesmal sind wir unser acht, und am Draht hängt seit einer Viertelstunde eine nette, mollige Dame in gewissen Jahren, und wir lauschen andächtig, was sie Weltbewegendes der kleinen schwarzen Muschel anvertraut: „Nadiirli, nadiirli, as wird ja denn scho wieder ändere. Jä, wäisch, Clementine, där Rääge het guet do, as ischt ou gaar häiss gsi, und hier oobe händ 's afangs a Bittprozession gmacht für Rääge, mei, das hätsch sölle gseh!“ Und die ganze Prozession zieht retrospektiv an unserm geistigen Auge vorbei, abermals drei Minuten lang zu sechzig Rappen. — „Also, mir keme no nit, näi, mir blybed no an Wuche, dr August will no s' Wysshorn mache, ja wäisch, nid ganz uufe, nur so dra häre, das mer ou chönnt sääge, mer syged gsi, das häisst, ig nadiirli nid, nur dr August, d'Frou Bänziger got mit em ... jä näi, was dänggsch ou, ich bin gar nid schalus, si kemet dr glych Obed zrug. Aber säg ou dr Marie, sie söll no eppes Wäsch schigge, wenn d' witt so frindli sy“ — zweimal drei Minuten zu sechzig eidgenössischen Rappen — «und wäisch, Clementine, dr Doggter hie isch an



nätte, diräggt zum vürliche, no ganz an junge, aber i säg dir, där git sich an Mieh, bi mir hätt är sofort duss gha, was mir fählt. Aer hätt gsäit, das kem nur vo de Närke. Nadiirlich nach all dene Ufregige vo däm Grieg, mir wohnet ou gar nach bi dere käibe Sirene“ — und sechs Jahre Sirenengeheul und Luftschutzalarm geben wiederum drei Minuten — „ajä und was säisch dänn zu dere Atombombe? Jo, das isch an schregglici Sach! I dängge mir, dass das ds Aend isch vo euserer Zivilisation. Scho dr Michelangelo — hä näi, nid dr Michelangelo nadiirlich, dr eh — he näi nid dr d'Annunzio, du Babeli, näi, dr — säg mer's do grad, dr — he jo, di Leonardo da Vinci nadiirlich hät scho die Atombombe erfunde gha, aber är isch so anständig gsi und hät die Sach für sich bhalte...“

On va ailleurs

Wenn du nach Freiburg gehst, lieber Leser, dann verfehle nicht, in den hochgewölbten Dom des Münsters zu treten, und wenn du Zeit hast, so bummle die steile Gasse hinunter zur Unterstadt mit ihren alten Kirchen und Klöstern und niedrigen Brücken über die Saane. Freiburg erinnert uns immer an das alte Bern, wenn wir es von der Umgebung aus



betrachten. Es gibt aber einen Anblick, der besonders pittoresk wirkt und an eine bulgarische Bergstadt im Balkan erinnert, an Tirnovo. Gehe von der Murtener Linde etwas die breite Umföhrungsstrasse hinauf und wende dann deinen Blick zurück auf diese eng gedrängten Häuser über dem steilen Fels — ja, es könnte auch eine Stadt im Kaukasus sein, die so malerisch über dem Abgrund thront. In Freiburg isst man noch reichlich und gut, sogar an fleischlosen Tagen. Über die fleischlosen Tage in Freiburg witzelt man viel in Helvetien. Doch wird's nicht schlimmer sein als anderswo. Neben mir sitzt ein Pärchen, und es diskutiert über die Speisekarte. Sie ist sehr elegant, sehr hübsch und sehr anspruchsvoll — er ist ziemlich älter, gar nicht hübsch und sehr zuvorkommend — wahrscheinlich sind sie noch nicht verheiratet, oder ganz frisch verheiratet, oder wollen sich gar nicht heiraten, jedenfalls weiss sie ganz genau, was sie will, und er ist mit allem zum voraus einverstanden und von übersprudelnder Galanterie. Sie will keine Kartoffeln. “S’il n’y a que des pommes de terre, on va ailleurs. Je ne veux pas des pommes de terre!” Der Kellner ist ratlos, und der Bräuterich oder Mann oder Liebhaber beschwichtigt „ma chérie, mon amour, mon bijou, ma mignonne“, und schliesslich einigt er sich mit dem Garçon auf Spaghetti, und das braunlockige Bijou hat ihr Trotzköpfchen durchgesetzt. Ich würde sie gerne einladen, einige Tage nach Frankreich hinüber zu fahren. Dort bezahlt man sechzig Franken für das Kilo Händöpfu, und ebenso hübsche und noch viel hübschere „Bijoux“ sind sehr glücklich, wenn sie einen Teller Geschwellte auf dem Tisch haben, und keine wird erklären: je ne veux pas, on va ailleurs!

Intermezzi



Lieber Herr Pfarrer von K. Ihr Brief hat mich hier oben erreicht und gefreut. Dass Ihnen die Kapitel meiner „Reise durch Helvetien“ jeweilen gerade Stoff zu einer Predigt geben, ist wirklich sehr schmeichelhaft. Gerne komme ich mal zu Besuch ins Pfarrhaus. Dass Sie Abstinenzler sind und nur Tee aufstellen werden, macht nichts. Spiegeleier habe ich

sehr gern, aber nicht mehr wie sechs aufs Mal, dafür gut im Anken. Ich freue mich.

Liebe Frau Direktor von Baden. Das Gespräch der vier Autoherren hat Sie schockiert. Ob denn das wirklich so zu und her gegangen sei vor dem Krieg, dann wäre es besser, es gäbe überhaupt nie mehr Benzin. Ihr Herr Gemahl sei auch manchmal spät heimgekommen mit dem Auto, aber er bestreite sehr energisch, dass das „Nebenusschmuuse“ gang und gäb gewesen sei. Aber, liebe Frau Direktor, natürlich waren das Ausnahmen, und wenn der Herr Direktor einmal spät nach Hause kam, dann hatte er eben eine lange Sitzig oder wirklich eine Panne.

An etwa dreihundert: Entschuldigen Sie, dass Ihre lebenswürdigen und nur ausnahmsweise weniger lebenswürdigen Zuschriften bis heute unbeantwortet blieben. Ich kam einfach nicht dazu. Wenn möglich, werde ich mich noch vor dem Silvester drei Tage lang hinsetzen und Antworten schreiben. Bis dahin bitte ich um gütige Nachsicht.

September 1845

Was es in unserm Helvetien nicht alles gibt, lieber Leser, du möchtest es kaum glauben. Besuche einmal das Castello di Trevano. Von Lugano aus erreichst du es in einer halben Stunde. Auf steilem Hügel inmitten eines riesigen Parks steht es, aus Marmor erbaut, und seine Front leuchtet in der strahlenden Sonne. Geheimnisvolle Waldwege führen zu ihm empor, an Grotten vorbei und zerfallenen Amortempelchen mit gotischen Spitzbogen und epheumrankten Pilastern und nesselumstandenen Nischen, in denen ungestört die Spinne webt. Eine Freitreppe führt aus dem Wald hinauf zum balustradengeschmückten Platz mit den alten Kastanien, dann trittst du in ein weites Atrium mit spiegelndem Marmor von Carrara als Parkett für Könige. Vom glasüberdachten Innenhof fällt das Licht zwischen die Reihen mächtiger Marmorpfeiler, die die Empore stützen, und breite Marmortreppen führen hinauf zum Rundgang, dessen Geländer aus geschliffenen venezianischen Glassäulen besteht. Das Castello di Trevano verdankt seine Entstehung der spielerischen Laune eines russischen Grossfürsten und die Zarrinnen waren oft hier zu Gast. Wunderbare, eingelegte Parkettböden, Holztäfer mit prächtigen Schnitzereien schmücken die hohen Säle mit den



reichen Stuckaturen der gewölbten Decken, Wandschränke, Flügeltüren, Fensterladen sind aus seltenen Hölzern mit künstlerischen Verzierungen und tragen schwere silberne Schlösser, die Gemächer der Zarrinnen wiesen früher schwergoldene Beschläge auf. Zwölf Millionen Franken soll dieses Schloss damals schon, vor siebenzig Jahren, gekostet haben. Doch seine Glanzzeit sah es um die Jahrhundertwende, als hier der Banquier Lombard wohnte und aus Castello Trevano ein schweizerisches Bayreuth machen wollte, zu Ehren des grossen Komponisten Verdi. Hier, in diesen Konzert- und Theatersälen von Trevano lauschten Könige und Fürsten den ersten Orchestern der Welt, und was Klang und Namen hatte im alten Vorkriegseuropa, war hier zu Gast. Hundert Millionen soll der Bankmagnat und Mäzen nochmals in Castello Trevano verbaut haben, zwei prächtige Palazzi liess er in den Park bauen für seine Maitressen, das weite Gelände des waldigen Parks mit Springbrunnen und Fontänen und Statuen schmücken und hundert Meter lange unterirdische Tropfsteinhöhlen graben und mit vielen hundert bengalisch beleuchteten Aquarien in märchenhafte Labyrinth wandeln. Er war ein Verschwender und ein Geizhals zugleich. Mit vollen Händen verteilte er allwöchentlich Geld unter die Armen, durch sein Fernglas beobachtete er die Arbeiterinnen in seinem Weinberg, und wehe der, die eine Traube zum Mund führte. Hundertfünfzig Diener huschten auf Korksohlen über die Marmorfliesen und zwanzig Gärtner pflegten die Parkwege und er duldet kein dürres Blatt auf den weiten Marmortreppen der Gärten. Dem König von Italien engagierte er seinen Leibkoch weg um doppeltes Gehalt und jagte ihn am dritten Tage mit vollem Jahreslohn zum Teufel, als er ihm eine „omelette au rhum“ nicht nach Geschmack bereitete. Das Volk nannte ihn nur „il pazzo di Trevano“ — den Narren von Trevano. Die prunkvollen Feste sind längst vorbei, die letzten Akkorde der Hundert-Mann-Orchester sind längst verklungen, heute dient dieser prunkvolle Palazzo eines Grandseigneurs als Schulungslager für Flüchtlinge und — welch grausame Ironie eines grausamen Geschicks — eine Tochter des einst so reichen „pazzo di Trevano“ fand hier als italienische Emigrantin im ehemaligen väterlichen Feenschloss Aufnahme.

Oktober 1945

Im Räbhüsli

Das Tessin ist die Künstlerstube Helvetiens. Hier an diesen sonnigen Rebhügeln und an den glitzernden Gestaden der blauen Seen komponieren sie und malen und dichten und formen ihre Torsi und Statuen.



In den Weinstuben und Läden und Hotelhallen von Lugano und Locarno stellen sie ihre Produkte aus, und wenn sie Geld haben, so trinken sie, und wenn sie keines haben, so hungern sie. Diesmal will ich zu meinem alten Freund, dem Bildhauer. Einst war er berühmt und stellte im Grand Salon in Paris aus und in Wien und Rom und Berlin und Philadelphia, und die Stadt Zürich hat manches seiner Werke von damals erworben. Aber er ist nicht von der Gilde, und wer in Helvetien nicht von der Gilde ist, hat es schwer. Wir Hirtenknaben kaufen in der Regel nur offiziell abgestempelte Kunstwerke, wir kaufen den Namen des bekannten Künstlers und nicht sein Werk. Und wenn wir uns den Gring usschtudieren müssen, ob das eigentlich nun einen Herrengägger auf einer Tulipa darstelle oder die Venus im Bade vor dem Abtrocknen, wir kaufen es, wenn nur die Jury drüber ist und uns bescheinigt, dass das die elliptische Arena des Kolloseums im Mondschein darstelle. Item, mein alter Freund ist nicht von der Gilde. Deshalb wohnt er in diesem wackeligen Räbhüsli zu hundert Franken Zins im Jahr, und es geht über Dornenhäge und Stacheldraht und auf abschüssigen Weglein und ist schwer zu finden. Prächtig liegt es hoch oben über dem See an der Sonne, und die tiefblauen Trauben gaukeln um das einzige Fensterlein mit den blinden Scheiben. Zwei Stufen führen zur gewölbten Tür und unten in der Türe ist ein rundes Loch ausgesägt, in das drei kleine Kätzchen flüchten, und nun funkeln die grünen Augen der Alten aus dem Loch mich feindselig an. Mein Freund ist, wie erwartet, nicht zu Hause, die Tür ist durch ein Maletschloss versperrt. Eine alte Bäuerin in den Reben berichtet mir, eben vor cinque minuti sei il scultore mit dem Rucksack auf dem Buckel weggegangen, und wenn er mit dem Rucksack fortgehe, komme er vor Mitternacht nicht mehr heim. Doch ich kenne seinen Kehr. In der Trattoria weiter oben sagen sie mir, eben sei er da gewesen und habe seinen Quinto getrunken, er könne nicht weit sein. In der nächsten Beiz hat er wieder einen Quinto getrunken, und nun muss ich ihn bald erwischen. In der dritten sitzt er und leuchtet über das ganze Gesicht und ich muss mit ihm anstossen zu dieser frühen Stunde. Dann gehen wir zurück ins Räbhüsli. Aber erschrick nicht, lieber Leser, das ist schon mehr als bohême. Da möchte ich dich nicht hineinführen, liebe Leserin, eine Ohnmacht mindestens würdest du riskieren. Das ist so eine Sauornig, dass es schon fast wieder eine Ornig ist. Zwischen herrlichen Statuen und mamorbusigen Torsi liegen die

Gipsmodelle und Werkzeuge und Kellen und Büchsen und Tonkübel und Schaufeln und Besen und neben den Farbtöpfen und Pinseln stehen die Pfannen und Schüsseln und Tassen und Teller einer Junggesellenküche, die zugleich Atelier, Empfangsraum und Schlafzimmer ist. Herrlich ist es hier und die Sonne leuchtet goldig durch die Rebenblätter und mein Freund entschuldigt sich, er hätte heute noch nicht Zeit gefunden zum Aufräumen und länger als zweijährig sei der Staub nicht und der Gipsabfall auf dem ausgetretenen Läufer und dem roten Ziegelboden. Gestern habe er einen Neger mit hinauf genommen. Er habe jetzt gerade etwas Geld und der Neger habe nichts mehr gehabt von seinen hundertfünfzig Franken der helvetischen Reise, so habe er ihm sein amerikanisches Uniformenhemd abgekauft und dann seien sie noch einen ziehen gegangen und das sei ein netter boy gsi, dieser Neger und das Hemmli sei guttuchig und werde es für seiner Lebtag aushalten.

Einmal — hoffentlich noch sehr lange nicht — wird man in den Zeitungen Helvetiens lesen, wieder sei ein berühmter Schweizer Künstler abgeschieden, und auf dem sonnigen Campo santo unten werden sie Reden halten und in das sonnige Räbhüsli wird vielleicht ein anderer Künstler einziehen und seine Milch den Katzen geben, und wenn er gerade Geld hat, einen Quinto heben, und im Künstleralmanach wird man nachlesen: Grand Salon Paris 1905, Berliner Kunstakademie 1906, München 1907, Wien 1909, Rom 1911, lebte in Frankreich, Italien und im Tessin...

Mit einem Mosaik bunter Bilder soll unsere Reise durch Helvetien enden, nachdem uns der helvetische Papiervogt so arg auf die Feder gehauen hat. Ja, wir könnten hier unsere Reise noch lange fortsetzen, denn wie gross und mannigfaltig ist unser kleines Helvetien, und welche Kleinodien landschaftlicher Schönheit hätten wir noch auszubreiten, dieses herrliche Toggenburg mit seinen Hügeln und Wäldern und Chrächen und diesen silberglitzernden Bodensee und die Burgen und Schlösser und mittelalterlichen Städtchen Mostindiens und die kostbaren Miniaturen am Rhein — Steckborn, Stein, Schaffhausen, Zurzach, Laufenburg, Rheinfelden, Augst.

Partisani — Ticinesi

Doch diesmal fahren wir wieder einmal hinunter in den schönen Ticino, und mitten in der Schlange gleitet sanft der Gnagiwagen durch die Kehren bergan, und wir trinken dunkelroten Valpolicella und lassen draussen den Spätherbst seine Nebelsuppe brauen, und mit uns am Tisch sitzt ein alter, braver Miteidgenosse von ennet den Bergen mit einem ungeheuren Kropf, um den er kunstvoll einen Kragen Nummer 4 geschlungen hat. Unser Fratello ticinese ist optimistisch, trotz der Nebelsuppe vor den Fenstern: „Wenn dur Loka dura, söne Wettar in Ticino, bellissima“, und recht hat er. Wie wir bei Airolo aus der Nacht gleiten, überfällt uns mit flutendem Licht ein allerletzter Martinisommer des Südens und lässt den frühen Schnee wie Engelsfedern glitzern. Zwei Tischchen weiter sitzen vier Italiener, und zwei tragen trotz ihrer jungen Jahre dunkle Vollbärte. Unser Ticinese ist auf sie nicht gut zu sprechen und auf die Partisanenbärte schon gar nicht. Das sei ein aufgelegter Schwindel: „Oh kaibe Tschinggeli, jetze tutti partisani, barbi partisani, sacramento, vor swai Jahr tutti fascisti, porco mio! Smugglerbandi vürluchti. E Campione, he, dumme Kaibe Bern oba, warum net macha su die porta, alli Tag swai Millions franki svizzeri in die kaibe Bordell kaputmake, fir was? Warum net maka selber spila in Lugano? Swai Fränkli numma is net interessant, wenn watt spila, wott viel spila, net swai Fränkli. Warum maka vardiana viel kaibe Tschinggen und armi ticinesi numma sualuaga? Wer hat maka Dienst per la svizzera, Tschinggeli oder ticinesi, porco di porco?“

Imma bremsa — Imma fahra!

Wir sitzen im Grotto Maurizio im ältesten Lugano, und die schalkhaften Fabelgestalten Mercklings grinsen höhnisch auf unsern Quinto herab. An unserm Tisch mit schiefer Schirmmütze auf den schwarzen Locken ein Chauffeur, der von alten Zeiten und von kommenden schwärmt: „Jetz wieda gute Sseiten per automeccanico komma, viel gut benzina, dann nit mehr sufla und pikla, dann piccola autorimessa, benzina vürrkoufa und

söna verdiena. Fahra mit camionetta, aber guta, not so alte Kista.“ Und er erzählt von halsbrecherischen Fahrten vor dem Krieg, wie er da mit den Nöten des Alltags und mit einem alten Fiat sich herumgeschlagen: „Imma su viel uflade, imma kaputt, imma der Portmoneh uff die Hand. Fahren i mit Staine von Toncella aba, su viel uflade, slechti Bremsa, imma bremsa, imma fahra, imma bremsa, imma fahra, komma Kurva mit piccola casa, nid i vürwütsche di Kurva und fahra in Mura. Swai Wuka Ospedale, Madonna.“

Schwiiz — Italien 100 : 0

Aus dem Radio wird der Ländermatch Italien—Schweiz übertragen, und im hintern Beizli im hintersten Schangnau hocken die Buren und Chnächtli an langen Tischen und saugen bedächtig an ihren Deckelpfeifen und staunen über die Redegewandtheit des Reporters, dessen Stimme sich überkugelt, wenn es einem Goal zugeht.

„Dä Donner het a gsaubeti Schnurre, die möge ja nid g'schutte, was dä ne bifiut“ meint einer.

«Du Schtum du, dä muess däich nume nachgägge, was die-n'ihm vorschutte u nid umkehrt natürli. Das isch doch nume dr Radioschnörri, dä het däich nid z'bifähle“, belehrt ihn sein Gegenüber.

«Ho, das isch überhoupt as Glöu“, mischt sich ein Dritter ein mit einem Äcken wie ein Neujahrsmuneli, man sehe, dass d'Wält am Vürblöde sei. Wenn so ein paar Mandli einer Baue nachensirachen und driissgtusig nüt Gschüiders wüsse, als bei dem Fotzelwetter den Bajassen zueluege. Öppen für z'wärsche sigen die d'Wuchen us all am Schärme, weder äbe, so amne Sunnti für sone Mätsch, da schüchten die Gütterler z'Wätter nüt, und wenn es Katzen hagle und sie schon z'Heizchüssi nicht könnten mitnehmen. Und dann zahlten sie noch währschaft Eintritt für den Chrampf anzulegen und hätten Chöschten mit der Bahn, nei, da suufe är lieber seine paar Dreier und habe etwas für's Gäld und nid nume a Pfnüsel, dass es dem Tüfel drab gruuse.

Das cheibe Schutte sei überhaupt gar kein nationaler Sport, bemerkt ein bhäbiger Bauer, das sei gut für d'Ängländer u d'Amerikaner. Z'Hurnusse, das schick sich öppe für einen rächte Schwiizer. Wenn einer so glimpfig abgeben könne, das bruuchi Schmalz in den Armen und nicht numen so gäderig Scheichen. Und wenn einer so einen Hurnuss an den Gring überchöm, dann wüsse är wie alt und wie tüür. Schutten könne ein jeder Lölicheib, aber hurnusse, das heig in Egi. Überhaupt seien das dumme Cheiben, wo hier diese Mätschen arrangierten, wo dr Schwiizer gar nicht richtig zeigen könne, was wir für Siechen seigen. Sie sollten die Tschinggen einmal zu einem internationalen Hurnussermätsch einladen, dene Spaghetti-Chnüderen wollten sie es reisen. Da könnte dann der Radio-Usebrüeli anders angeben: Halbziit Schwiiz—Italien 100:0!

Polenmädchen

In Seon gibt's ein kleines Lager mit Polenmädchen. Tagsüber arbeiten sie in der Konservenfabrik Lenzburg, abends haben sie Ausgang bis zehn Uhr, nicht länger. Viele sind sehr schön, alle sind sehr rassig, sie lieben Gesang und Tanz, der sie vergessen lässt. Dass die Polenmädchen nur Ausgang bis zehn Uhr haben, ärgert die Jungmannschaft von Seon und der Enden, und sie verhandeln die Sache, wie die Polenmädchen abgezogen sind und das Tanzen zu Ende, gerade, als es am lustigsten zu und herging. Das seien die blöde cheibe Gmeindrät, aber die müssten nur rateburgern, was ihnen daheim ihre Wyber befählen, und die seien natürlich schalus, und bsunders die, welche noch ledige Töchter hätten.

D'Seel und d'Oberschänkel

Im Wein liegt Wahrheit. Zwei brave Miteidgenossen, noch weit unterhalb der besten Jahre, klagen sich ihr Liebesleid, und derweilen der eine doziert, blickt der andere tiefsinnig ins Glas.

„Lue, Köbel, mit de hüttige Wyber chunsch überhaupt nümme druus.“ Das donners Züsi hätte er immer gern mögen und möge es hüt noch gärn. Aber immer heigs andere im Gring. Und seit dem Krieg sei der Tüfel los. Dä donners Chrieg und die cheiben Internierten hätten ihm alles verdonneret. Da habe Züsi zersch mit einem Franzosen ein Gschleipf gehabt, und wenn er z'Bode gschtellt habe, habe äs nume glachet und gseit, das sig doch nume platonisch. Platonisch, platonisch, Gopfriedstutz, ob denn das nume platonisch sig, wenn äs nie Zeit gehabt habe für ihn und mit däm donners Franzos auf jeden Tanzboden sig? Und wie dann der Franzos ab sig, hätte es noch zwei- oder dreimal geschrieben, ds Lehrers Käthi habe ihm noch den Brief ufsetzen müssen, aber dr Donner habe nume nid gantwortet. Das habe dem Züsi recht geschehen, aber dann seien Tschinggen gekommen, und richtig, wieder sei das nume platonisch gsi und är dr dumm Cheib. Nach dem Tschingg habe es lange mit einem Polaken ghauen, und jitz sei es natürli amerikanervürruckt und lerne englisch uf Tod u Läbe, das donners Saumeitschi, aber er habe ihm gesagt, jetzt habe er dann öppe genug und er löi sich denn nadisch nid für ne Löu ha. Aber das donners Züsi lache ihn nur us, äs wolle si Jued gniesse, äs könne dann noch lange genug mit ihm Süssholz raspeln, wenn sie einmal vürhüratet seien.

„Lue, Käru, mir geits no viel verflüechter“ klagt der Köbel. Bei einer jeden, wo er ansetze, gang ihm dr Schutz hinger use. Was är schon mit Meitlene anbändelt heig, das göng uf kei Chuehut, und nie wolle es ihm graten. Schliesslich wolle er nicht jedes Feufi und luegi geng uf etwas Mehrbessers, aber er habe eifach kes Gfehl. Er mache halt nicht lang

zChalb mit einem Meitschi, er wolle wissen, woran er sig. Am letzten Burdlef-Märit habe er mit einer tanzet, die habe ihm bsunders gfallt. Er habe sich gesagt, die oder kei angeri. So habe er sie gleich gefragt, ob sie ihn wolle, aber die habe nur grediuse glachet und gesagt, sie denke noch lange nicht ans Hürate. Er solle in zehn Jahren wieder cho ahoschen, und wenn sie dann noch keinen gefunden habe, der sich ihr schicke, so könne sie sich dann ja bsinne. Är sei ganz vürruckt gsi, die hätte zu ihm passt wie kei zwöiti, bsunders d'Seel und d'Oberschänkel.

Kä Glück

Wir fahren mit einem Bummler von Zürich nach St. Gallen, denn der Schnellzug ist uns durch die Latten. Man sollte viel mehr in Bummelzügen fahren, denn mit ihnen fährt das wahre Volk der Hirten. Steigt da in Elgg einer ein, ein Langer, Hagerer, dem Alter nach schwer zu schätzen, vierzig kann er sein, fünfzig vielleicht oder zwüschedüre. Spontan begrüsst er mein Gegenüber und macht resolut Platz im Gepäcknetz für seinen Rucksack, und die beiden scheinen sich gut zu kennen, aber jahrelang nicht mehr gesehen zu haben.

„Wie gahts, Chasper? Gut mäini, wirsch ou Amerikaner ha?“ leitet mein Gegenüber das Gespräch ein.

„Amerikaner? Wieso Amerikaner?“ fragt erstaunt der lange Kasper und setzt sich mir zur Seite.

„Hä im Hotel?“

„Im Hotel? Ich han doch scho lang käs Hotel meh. Säb han ich doch scho vor zähe Jahre vürkauft.“ Wie der Vater gestorben sei, hätten die Gäste immer zu reklamieren gehabt, das Essen sei nicht mehr wie früher, die Bedienung sei nicht mehr gleich. Da sei er halt vürruckt worden, bei ihm brauche es nicht viel. Denen arroganten Keiben hätte er gleich die Koffern aufs Trottoir hinunter gestellt, und wenn sie vom Spaziergang zurückgekommen seien, hätten sie um ein anderes Hotel aus können. Das sei ihm hundswurscht gewesen, er lasse sich nicht von seinen Gästen kujonieren. Dann seien die natürlich nicht mehr gekommen und hätten ihn vürbrüelet, und es sei einfach nicht mehr gegangen. Er habe einfach kä Glück. Dann sei er Vürträger gsi von einer Importgesellschaft, und es sei alles gut gegangen a Ziitlang, da hätte ihn der Direktor einst bsunders pressant zu einem Grossabnehmer geschickt, einem ganz neuen Kunden. Er solle pressieren, der Herr Diräkter wolle die Offerte noch haben vorem Zmittag. Aer sei in Chare ineghocket und heig Vollgas gäh und sig los gägem Thurgau zu. Oeppen eine halb Stund vor dem Ort gehe es von der Hauptstrass ab und auf einem schmalen Strässlein, und da sei vor ihm ein Velofahrer gefahren, ein dicker Pfluschi, und habe einfach nid auf d'Siite wölle, so viel er ghornet habe. Da habe er nebeführe druckt, und der sei mit sim Velo as Bord anegheit und habe natürlich angefangen zu schimpfen. Aer natürli häig dem umegäh: Du Torebueb, channsch uf d'Siite,

wänn mer hornet, du blöde Chäib du. Und dann sei er zugefahren und habe den mit seinem igstuchten Redli la hocken. In der Fabrik habe es geheissen, er solle warten, der Herr Direktor sei schnäll ins Dorf vüre, er werde bald kommen. Aber das sei ordentlich lang gegangen, da plötzlich habe er Türen gehört schletzen und eine energische Befehlsstimme, die ihm sonderbar bekannt vorgekommen sei: „Fröilein Leni, schickets dr Lehrbueb an Wäg vüre, är söll mis Velo hole, ‘s vorder Redli gaht nümme um.“ „Sofort, Herr Diräkter“, heigs zruggtönt, und ihm sei plötzlich eine Ahnig aufgegangen, aber schon sei der Herr Diräkter inecho und vor ihm gestanden. „Ach so, Sie sind nun dr Vürträger von dr Firma Oberli, so, so. Glatti chäibe Vürträger händs, die Herre Oberli, mir wänd ne dänn das grad mälde. Und mir wänd Sie eppis vürkaufe? Ja, nu kä Entschuldigunge. Natürli händs nid gwüsst, dass ich da dr Diräkter bi, aber säb isch grad rächt. Da händ Sie jitz zeiget, was Sie sind. Sie ghöret zu dene da usse, Sie arrogante Kärli, Sie.“ Da sei er natürli auch vürruckt worde und habe umegäh, und natürlich sei ds Gschirr verkachelt gsi. Wie er heim gekommen sei, habe ihm der Alte gleich kündet. So sei es ihm noch oft gegangen. Er habe einfach kä Glück.

‘s Dachbett

Wir fahren im Gürbetaler, und es ist an einem Bern-Märit, und viele Gmüesfraueli wissen kaum wohin mit ihren Körben. Das eine Fraueli hustet, und besorgt fragt ein anderes, ob es sich verkältet habe. „Wo wett ou nit“, beginnt das Hustenfroueli, „das sei sich wägerli nid z’vürwundere, aber da sei ihre Alte d’Schuld. Das sei ein Egoischt, wie es kei zwöiten gäbe, bsunders wenn er schlafe. Wenn es heiss sei im Summer, gheie er ihr sein Dachbett übere, aber im Winter ufs Mal z’mitts in der Nacht nehme er ihm sein Dachbett, und es erwache ufs Mal und sei fasch blutt. Natürli mache das dr Gödel nid extra, sondern im Schlaf, aber da zeige es sich grad äbe, was einer für einer sig. So den Tag düre, da könnten sie sich zäme nehmen und etwa nicht zeigen, wie es ihnen drum sig, aber z’Nacht, bim Schlafen, da komme es dann aus. Me sött eben auch wüsse, wie eine sig bim Schlafen, bevor man so einen nehme, aber äbel!“

Immer müed

Einmal im Aristokrate-Zügli hinaus nach Muri-Worb. Vis-a-vis von mir sitzt ein teurer Pelzmantel, und im Bürgerziel steigt noch ein Pelzmantel ein: „Eh bonjour, Cécile, wo chunnsch här?“ „Bonjour, bonjour, Germaine. Ma fois, Kommissionne, comme toujours. Und de bin ig no bim Notar gsi wäge Stüürgschichte. C’est affreux avec ces impôts. I gloube, sie

chöme bald sälber nümme drüber, sie derobiere eim, das es anfangs ke Gattig meh het. A propos, wie geits mit dim neue Meitschi? Elle est donc venue, on est jamais sûr hützutag.“

«Was heisst z'friede, Cécile, hüt muess me z'friede si, wenn me nume so ne demostique überchunnt. Hundertfüzsg Franke und all Wuche an Tag frei, et à huit heures elle veut être libre. Mi chunnt die ganzi Gschicht no einisch driissg Franke türer, i ha doch miner alte Chöchi o ufe müesse um driissg Franke, denn schliesslich und am Aend, as geit doch nid, dass d'cuisinière, wo nun scho bald driissg Jahr bi üs isch, weniger Lohn het que cette jeune bonne de chambre.“

„Je comprends, aber d'Houptsach isch bald, dass me vürsorget isch.“

«Ma fois, vürsorget, was heisst das echo hützutag, aujourd'hui on ne peut plus être prétencieux, ma chère, mi muess z'friede si, wenn's einigermasse geit. Das isch nun so as jungs und isch immer müed. Am Abe wotts nie is Bett, da isch es nid müed. Und de hets no an eigete Husschlüssel vürlangt. Da hani natürlich abgwunke. Das hätt si no grad gfählt, dass es mer da no öppe siner connaissances i ds Hus schleipft. Geschter am Morge findenis im Liegestuhl i dr Veranda statt bim Abstoube. Je n'ai rien dit, i han-ihm nume a Blick gäh. Du steits so langsam uf und het gseit, äs müess sich schone. Aes sött immer dr Tag düre a Stund chönne abliege. Que dis-tu de cela?“

„Lue, jitz muess me sich halt no patientiere. Bis nächscht Jahr wird's de probablement scho bessere. Die junge Meitschi si halt vürdorbe, da si sie bi de FHD und in allne mögliche Organisation und chöi dr halb Tag Dame spiele und umeflaniere. Aber jitz isch de das alles vürbii. Und de wird me wohl jitz de wieder dütschi Meitschi übercho, i ha wenigstens öppis gläse.“

s'Chöchi

Zu uns ins Coupé steigen zwei Pfarrherren, der eine ist lang und schwächig wie Hunger und Türi und trägt eine Hornbrille, der andere ist von jener rundlichen Fülle figürlicher Belegung des Lukaswortes: „Liebe Seele, du hast einen grossen Vorrat auf viele Jahre.“ Im Übrigen gefällt mir der dicke Herr Pfarrer besser, denn er ist gleich irgendwie gemütlich und hat lustige Augen, aus denen der Schalk blinzelt, derweil sich hinter der Hornbrille viel fanatischer Doktrinarismus zu türmen scheint. Ihr Gespräch ist aktuell und handelt von der Rationierung und den Sünden wider sie. Der magere Herr Pfarrer ereifert sich, seine Amtsbrüder sollten von der Kanzel aus die Behörden viel mehr unterstützen und der Gemeinde allsonntäglich ins Gewissen reden, dass nur eine gewissenhafte Beachtung der Vorschriften das Land vor Hunger und Not und Unruhen bewahre und dass es nicht nur nach

Recht und Gesetz strafbar, sondern eine Sünde wider den Nächsten und auch eine Übertretung des Wortes Gottes sei, wenn einer egoistisch nur an seinen Bauch denke und nicht an seinen armen Bruder in Christo. Er dürfe von sich behaupten, dass er nie ein Gramm mehr, als ihm zukomme, bezogen habe, er wolle sich dessen nicht etwa rühmen, sondern nur dartun, dass man dabei nicht verhungere und dass dies übrigens eine Selbstverständlichkeit sei für jeden anständigen Zeitgenossen. Der dicke Herr Pfarrer nickt immer wieder zustimmend und dreht seine Daumen über dem rundlichen Bäuchlein, und wie er endlich auch zu Wort kommt, ist seine Entgegnung sanftmütig, logisch und schalkhaft zugleich: Die Rationierung sei, wie überall, so auch bei uns vorab eine Einschränkung für die Armen und wirtschaftlich Schwachen. Wer Geld habe, könne seinen Tisch so reichlich besetzen wie vor dem Krieg, mit Wildbret und unrationierten Leckerbissen aller Art. So möchte er nicht zu scharf ins Gericht gehen mit dem kleinen Mann, der etwa einmal gegen diese fast unvermeidlich ungerechte Ordnung sich vergehe. Von sich könne er sagen, dass er sich jeder Versuchung entziehe. Er gebe einfach sim Chöchi d'Rationierungskarten, und für das weitere solle äs luegen, und er müsse sagen, seine Chöchi verstünde es aus dem FF, immer etwas Gutes in reicher Fülle auf den Tisch zu stellen, und wenn er einmal frage, ob eine Wurst nicht etwa schwarz auf seinen Teller komme, so tue seine Chöchi höchst entrüstet, wenn der Herr Pfarrer nicht mehr Zutrauen zu ihm habe, so verleide ihm grad ds Läbe. Und schliesslich: seine Chöchi möchte er nicht auf seinem Gewissen haben, dann noch lieber eine schwarze Wurst.

Das Frauenstimmrecht

Es ist ein grosses Dorf im Emmental, von dem man selten etwas hört, es sei denn an einem Munimärit, von dem man selten etwas liest, was bekanntlich ein gutes Zeichen zufriedener Selbstgenügsamkeit ist in dieser turbulenten Zeit, da seit Jahren wie bluttriefende Kometen die Namen kleiner, ausgelöschter Dörfer wie Irrlichter zu Hunderten im Tag auftauchen und verschwinden im irrsinnigen Krieg. Wir sitzen in der heimeligen, weiten Gaststube des „Hirschen“, und nebenan am langen Tisch der Honoratioren behäbige Bürger; obenan die Grosskopfetten, der Notar, der Gmeindschriiber, der Lehrer, zwei Metzger, ein Viehhändler und zwei Bauern, die ihre Heimet allem nach nicht nur zu drei Jucharten dem Waldschatten entlang haben, untenaus gewöhnliche Bauern und ein Schmid und ein Bäckermeister. Sie verhandeln das Frauenstimmrecht und sind sich so ziemlich einig, dass das überhaupt nicht i Frag komme, dazu wollten sie auch noch ein Wörtli zu sagen haben, und was öppe Manne seigen, behielten das Heft selbst in der Hand. Nur einer widerspricht und hält damit auch die

Diskussion im Fluss, aber das scheint kein Hiesiger, ein reisender Kaufmann allem nach, item, ein lebenserfahrener Mann mit weitem Horizont.

Das hätte sich gerade noch gefehlt, gibt resolut der Viehhändler im Burgunder Hemmli seine Meinung kund, dass nun auch noch ds Wybervolch politisiere, das ghöre heim in Kuchi und zu den Kindern, und der Tüfel wollte da noch dabei sein, wenn die auch noch in die Politik hineinreden wollten, es sei grad gnue, dass sie daheim alles befehlen.

Recht habe er, stimmt der eine Metzger bei, und etwa eine rechte Frau frage dem gar nichts nach, im Gegenteil, seine Alte habe schon mängisch gesagt, sie wollte sich auch noch wegen dem Glump den Gring usschtudieren, sie habe sonst zu schtudieren genug den ganzen Tag und sei einmal froh, wenn das vürfluchte Märgglizüg ufhöre, schon das habe ihr genug zu bärzen gegeben, geschwige denn noch das donners Gstümm mit dem Stimmen, das solle das Mannevolch zäme usmachen.

Auf das könne man natürlich nicht abstellen, meint der Notar, aber es gebe stichhaltigere Gründe, die neue Mode nicht mitzumachen. Die Frauen würden ja doch nur mit dem Gmüet politisieren, und dann würden Parteien entstehen, die auf die Stimmen der Frauen spekulierten und auch extra Zugkandidaten aufstellten, etwa einen Opersänger, einen Filmstar oder einen Flügeroberlüttnant, und dann könne man etwa an den Fingern abzählen, wohin das führen würde. Schliesslich seien auch die deutschen Frauen schuld am Krieg, denn die hätten diesen österreichischen Vaganten gewählt, der nun die ganze Welt auf den Grind gestellt habe.

Sowieso, pflichtete der Gmeindschriiber bei, und dann sei noch etwas zu bedenken. In der Schweiz gebe es dreihunderttausend Frauen mehr als Männer, und dann sei bald us, wer befehlen würde. Ds Wybervolch werde im Durchschnitt viel älter als ds Mannevolch, es sei eben zäher und d'Manne müssten schliesslich im Leben alles Strube ustrappen, so sei es auch nur recht, dass sie befehlten.

Ho, wirft nun der reisende Kaufmann ein, wenn die Herren erlaubten, möchte er auch ein Wörtli sagen. Wenn wir unsere Demokratie nicht verkalken und vergrauen lassen wollten, dann müssten wir sie ausbauen und stets erneuern, und das führe dann mit der Zeit früher oder später ganz von selbst zum Frauenstimmrecht. Diesbezüglich seien wir schon arg ins Hintertreffen geraten. Heute, wo die Frau viel mehr als früher ins Erwerbsleben und damit in den Lebenskampf eintrete, heute, wo sie bezüglich der Pflichten dem Manne längst gleichgestellt sei, Steuern bezahlen müsse wie er und sogar noch Militärdienst leisten, sei es eigentlich nur recht und billig, dass sie auch etwas mitzureden hätte im Staat. Natürlich seien viele selbst dagegen, aber das sei mehr die ältere Generation und die sterbe langsam hinweg. Dass die Frauen mehr mit dem Gmüet stimmten und wählten, sei sicher nicht abzustreiten, aber das sei der heutigen materialistisch ausgerichteten Politik und dem

egoistischen Interessen- und Klüngelwesen nur gut und eine gesunde Purgatz für gewisse Machtsphären. Dass die deutschen Frauen den Glünggi da ussen gewählt hätten, sei denn doch keineswegs einwandfrei erwiesen. Wenn die Frauen älter würden als die Männer, so sei das sicher nicht deshalb, weil sie von Natur aus zäher seien, das sei dumms cheibe Züg. Aber sie lebten solider, rauchten nicht wie die Türken und tranken nicht so viel und dann sei es nicht beweisbar, dass der Mann im Leben das gröbere und schwerere Ende auf sich zu nehmen habe. Nur würde die Arbeit des Mannes eben mehr gäschtimiert und die der Frau als selbstverständliche Kleinarbeit gewertet. In frühern Zeiten, als ganz andere wirtschaftliche Verhältnisse gewesen seien, patriarchalische gewissermassen, noch vor dem ersten Torenbubenkrieg, ja, da habe die Vormachtstellung des Mannes und Hausvaters viel mehr Sinn gehabt und gänzlich solle sie ja auch heute nicht beseitigt werden. Er jedenfalls möchte den Frauen nicht länger vor ihrem berechtigten Anspruch stehen. Denn schliesslich habe die Politik der Männer es nicht weiter gebracht in all den vielen tausend Jahren, als immer wieder über die andere Generation und neuestens innert der gleichen Generation zweimal solche Weltkatastrophen über die Menschheit hereinbrechen zu lassen. Möglich, dass daran das Mitspracherecht der Frau nichts ändern werde, aber probieren könne man es, und wenn es dann nicht bessere, so seien die Vorwürfe an die Frauen, sie verstünden nichts von Politik, erst diskussionsreif.

Damit schliesst der reisende Kaufmann seine Rede, und sie macht allem nach ihren Eindruck, denn die Mannen suggen bedächtig an ihren Stumpen und Pfeifen, nur der Notar erklärt sich nicht geschlagen. Das sei alles gut und recht, aber man dürfe nichts überstürzen. Süferli anfangen, denn die Frauen müssten erst zur Politik erzogen werden, und jedenfalls bruche das eine lange Entwicklungsperiode, hundert Jahre schienen ihm nicht zu viel. Er wenigstens möchte da nicht mehr mitmachen, man wisse ja, wie es etwa privat hergehe. Wenn irgendwo Streit sei oder d'Nachbarn nicht zämen uskämen, dann seien es, dr Tüüfel söll's näh, immer d'Frauen. „Cherchez la femme“, säg dr Franzos.

Sowieso, pflichtet der Gmeindschriiber bei, da wisse niemand mehr ein Lied zu singen als ein Gmeindschriiber. Das wüsse überhought jeder selbst. Schwiegereltern und Schwiegersohn, das gehe fast immer gut zsämen, aber zwischen Schwiegermutter und Schwiegertochter gebe es in hundert Fällen sicher feufenünzgmäl Strit und Chyb. Das werde der Herr da, der sicher witer umekomme als sie, bestätigen müssen, oder öppe nid?

Das wolle er gar nicht abstreiten, erwidert unser reisender Kaufmann, aber das sei in den Verhältnissen begründet. Die Frau sei heute noch in ihrem Leben in viel engere Schranken gewiesen, sie sei auch heute noch in fast allem vom Manne abhängig, sie sei ans Haus gebunden, und, wo eng im Raume, stossen sich die Dinge, das habe schon der Goethe gesagt. Der Mann könne alle Tage drus und im weitem Kreis wirken und das Haus

sei ihm nur Ruhe- und Erholungsstation. Trotzdem gebe es auch noch genügend kleinliche Mannevolcher, wenn man sie aber so eng eintäte wie die Frauen, so wären sie um kein Haar besser. Item, das alles seien gar keine stichhaltigen Gründe. Denn nur bei genau gleichen Ausgangspositionen könne man gerecht abwägen und urteilen und diese seien vorläufig noch nicht geschaffen und das Frauenstimmrecht einzig der Weg dazu.

Nun wolle er auch noch etwas sagen, mischt sich einer der Bauern oben am Tisch ein. Das, was der Herr da sage, sei sicher gschiid, aber ihm wolle es einfach nicht in den Gring, dass da alles über die gleiche Schnur müess gschoe si. Solang er bifähle daheim, löih är sich vom Wybervolch nid la dri rede. Das hät sich grad no gfählt, zum Donner, das är da zersch sött mit em Wybervolch rateburgere, was söll gah. Das chämti guet use. Nüt da, si Aetti heig's so gha u Grossatt u es sig guet gange u alls sig wohl drby u ds Wybervolch o. Nit dass bi ihm d'Frou nüt z'bifähle heig, o herrjeh, die bifähli no gnue. Sie heig dr Spycherschlüssu, u im Gade oben oder überhoupit ir Hushautig wett är ihre nüt dri rede. Sie fragi überhoupit däm Stimme nüt drnah, sie heig gnue süsch z'tüe. Wie das denn usechämi, wenn ds Wybervolch o no a politischi Vürsammlige gieng. Nüt weder Strit brächti das Politisiere i ds Huus. Nei, vo ihm us gäb's da nüt z'brichte. Aer sigi drgäge u punktum.

Mein Zug hat schon angegeben, aber ich muss doch noch zuhören, was nun der Lehrer, so fast als abschliessendes Werturteil, sagt. Das sei auch ein Standpunkt, wie ihn da eben der Chrischten vorgetragen habe, das sei noch der gut patriarchalische Standpunkt. Aber Chrischten müsse bedenken, dass nur der kleinere Teil der Eidgenossen seiner Frau einen Spycherschlüssu abzugeben habe und dass die meisten Schwyzerfrouen nicht z'halb soviel zu verwalten und z'bifählen heigen wie so eine bhäbige Bäuerin. Aber grad dieses Beispiel bewiise, dass man d'Sach nicht überstürzen dürfe und dann langsam wachsen müsse, was gedeihen solle im Schwyzerland. Wir brauchten uns nicht von den Staaten imponieren zu lassen, die uns in Sachen Frauenstimmrecht einmal vorus, aber sonst doch gegenüber uns Hirtenknaben noch arg im Hintertreffen seien. Aer glaube auch, dass man mit der Zyt das politische Recht den Frauen nicht vorenthalten könne, aber gerade z'pressantisch scheine ihm das nadisch notti nid...

Das grösste Dorf

Fahre einmal im Winter von Saignelégier nach Chaux-de-Fonds. Eine pustende, kleine Lokomotive und kleine, russige Wäglein warten auf dich auf der Station, und du glaubst einen Film abrollen zu sehen, der dich ins vorige Jahrhundert entführt. Weil die Lokomotive mit Holz geheizt wird, sprüht sie riesige Funken, und gestern zur Nachtzeit von Glovelier her war es zu schauen wie Myriaden von Glühwürmchen, die den Schnee golden aufblinzeln

liessen im Dunkel der Dezembernacht. Jetzt aber, auf der Weiterfahrt, leuchtet die Sonne auf diesen unendlichen Park mit den prächtigen Juratannen, die ihre Äste weit ausbreiten bis auf das Weideland, das der erste Schnee mit seinem göttlichen Hermelin bedeckt wie mit einem weichen Mantel. Die Pferde sind verschwunden von den Weiden und die Füllen und das Vieh, und bald werden hier die rauen Winde ihr Spiel treiben, und bereits haben die Jurabauern die Wege markiert mit Tannengrotzli und an den Windseiten die Schutzgatter gegen die Verwehungen aufgestellt. Bauern mit schellenklingenden Pferden fahren im eiligen Schlittenzug durch dieses weihnachtliche Paradies, und dort scheut ein sprütziger Brauner vor dem pustenden Dampfloki, denn die Strasse führt hart am Geleise hin, jene beiden Fuchsen vor dem Holzschlitten mit der zwanzig Meter langen Tanne aber trotten gleichmässig durch den Schnee, das sind Veteranen, die ihr Zügli schon lange kennen und denen auf dieser Welt nichts mehr so gleitig imponiert. Es gibt da grosse und berühmte Dörfer, wie dieses Noirmont, denn von hier weg gleiten wir ins älteste Uhrenindustriegebiet der Schweiz. Mächtige Fabriken dominieren die niedrigen Jurahäuser und haben fast völlig den kleinen Uhrmacher des vorigen Jahrhunderts verdrängt. Das mag man wohl bedauern, doch liegt es im Zuge der Zeit, und jetzt ist es für unsere Uhrenindustrie eine goldene Zeit.

Fährt man mit der Jurabahn in Chaux-de-Fonds ein, ins grösste helvetische Dorf, das gar kein Dorf mehr ist seit hundert Jahren, dann erinnert uns der erste Anblick an Davos. Lang hingezogen liegt es an der Berglehne, nur die Alpen fehlen im Hintergrund und die steil ansteigenden Bergwälder und Felsen. Dafür spannt ein azurblauer Himmel seinen Bogen bis weit hinein nach Frankreich und aus viel tausend Fenstern blinkt die Sonne zurück uns zum Gruss. Die mächtigen Häuser sind hier keine Hotels und Sanatorien, wie in Davos, es sind Fabriken, Fabriken und Werkstätten ohne Zahl. Die breite Avenue, die mitten durch dieses städtische Dorf führt mit ihrer baumbestandenen Promenade in der Mitte, die modernen Läden mit ihren weiten Schaufenstern erinnern an eine französische Stadt, auch ein Pariser Boulevard könnte das sein.

Santa Maria

Es gibt noch fast unbekannte Kleinodien unberührter landschaftlicher Schönheit in Helvetien, und wenn du es nicht weitererzählst, lieber Leser, darfst du mitkommen hinauf nach Santa Maria im Calancatal. Wieder geht's ins tessinsche Bünden oder in das bündnerische Tessin — ins Misoxtal bis nach Grono. Hast du Zeit, dann wirst du eine herrliche Bergstrasse hinaufbummeln in zwei Stunden; hast du es aber eilig, so wird dich der Postchauffeur in seiner vierplätzigen Limousine um hundert Spitzkehren hinaufschwenken,



mehr als ein bisschen seekrank wirst du nicht werden. Doch beides lohnt sich. Du wirst dich an dem Bild, das dein Auge entzückt, nicht satt sehen können. Am steilen Hang kauern eng zusammen die altersgrauen Steinhäuschen mit den steinplattenbedeckten Dächern am Fusse eines letzten hohen Felsens, von dem eine düstere Ritterburg mit Turm und klafferdicken Mauern als Ruine nieder droht — stummer Zeuge gebrochener Tyrannei längst versunkener Zeiten. Doch neben der finstern Burg steht etwas unterhalb auf dem hohen Felsplateau eine helle Kirche mit hohem Campanile und eine breite Freitreppe führt zu ihr empor und erinnert an die herrlichen Kirchen der Romagna. Die Zeit hat einen grünen Teppich von Gras über diese imposante Treppe gelegt und zwischen den Fugen sprossen vielfarbige Bergblumen. Dieser Aufbau von Bergdorf, Kirche und Burg und Felsen wächst mit den hohen, dunklen Bergen ringsum zu einem grandiosen Gemälde unvergesslicher Schönheit und beglückender Harmonie mit der Unendlichkeit des Himmels. Trittst du in die Kirche, so findest du dich in einem hochgewölbten Dom — kaum sonst irgendwo in der Welt hat ein kleines Bergdörflein eine so grosse und so reiche Kirche wie dieses Santa Maria.

Hier oben noch, auf elfhundert Meter, reifen herrliche Trauben an den rebenumspunnenen Lauben der Häuschen, und herrlich weitet sich der Blick über das tiefe Misoxertal in die Berge und hinunter ins Calancatal. Hochwürden lässt die Kinder ihre Lieder singen, und sie erinnern uns an die Bambini ticinesi. In den Bergdörfern des Misox, des Tessins, des Wallis ist der Priester noch der wahre Hirte der Gemeinde; er scheut nicht den mühsamen Weg in den entlegenen Maiensäss, einem Kranken Trost, einem Sterbenden die Sakramente zu bringen, und seine Autorität ist unbestritten und niemand wird seine Verbundenheit mit dem Bergvolk leugnen können. Gastfreundlich sind die Santa Marianer und mit den Polen im Arbeitslager weit oben am Berg stehen sie im besten Einvernehmen.

Ausklang

Unsere Reise durch Helvetien ist zu Ende. Sie führte uns, lieber Leser, durch das herrlichste Land der Erde — durch unser Helvetien. Sie führte uns auch durch die letzten Monate des schrecklichsten Krieges unter den Menschen, der unsere Friedensinsel so nahe, so drohend und so viele Jahre umbraute. Sie zeigte uns das Volk der Hirten in seiner ganzen Eigenwilligkeit, die nicht zuletzt dieses kleine Land schützte, wie dieses kleine Land mit seinen grossen Bergen das Volk seiner Hirten schützte. In fünfzig, in hundert Jahren wird man vieles nicht mehr wissen, was wir heute als Alltag erleben. Die einen werden uns Eidgenossen dieser grössten Wende aller Zeiten preisen und unser Tun und Lassen über den grünen Klee loben, andere werden uns tadeln und kaum einen guten Faden an uns lassen und unserer Generation das hässliche Wort auf das Grab meisseln: „Zwerge bleiben

Zwerge, auch wenn sie auf Alpen sitzen“. So hat auch dieses kleine Buch seine Aufgabe. Es zeigt uns, wie wir wirklich sind und waren, mit allen unsern Fehlern und auch Tugenden, ja mit unsern Tugenden, die nur oft unter der hässlichen Decke eines materialistischen Alltags schlummern. Das Bild, das dieser Spiegel zurückwirft, ist ungeschminkt, wie wir es versprochen haben. So du Anstoss nimmst daran, lieber Leser, so trifft nicht uns die Schuld. Dir selbst aber wirst du eingestehen: Ja, so waren wir, so sind wir, so werden wir immer sein. Rauschalig nach aussen, etwas spiessig, etwas selbstgerecht, auch kleinlich und zuweilen egoistisch, aber mit einem gesunden Kern und in den grossen Dingen weise geworden und jedenfalls vernünftig und auch — gerecht. Wenn sich die ganze Welt zu einem grossen Helvetien wandeln würde, dann wären Krieg und Elend verbannt aus dem Leben der Menschen — oh, sie wäre noch lange nicht vollkommen und andere Völker haben Tugenden, die wir nicht haben, aber sie wäre auf dem Wege zur Harmonie, zum Ausgleich, zur Genossenschaft der Völker und zu einem irdischen Wohlstand ohne Beispiel seit man Geschichte macht und lebt und schreibt auf diesem geschundenen Planeten. Und dieses Beispiel des Friedens und des Willens zur Verständigung, das wir der Welt geben, ist unser Verdienst, aber auch das Verdienst der Männer des freien Helvetien, die vor uns waren, und es soll das Verdienst derer sein, die nach uns kommen. Und wahrlich — das ist kein kleines Verdienst und wiegt schwer in der Schale des Gerichts und mag unsere Fehler, die wir nicht bestreiten, wohl ausgleichen.